This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

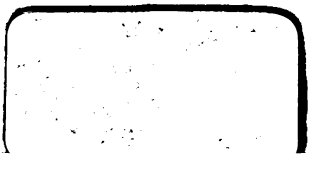
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

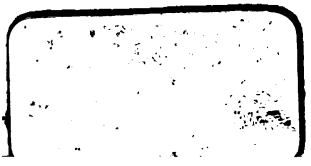
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`





111.

Der Prediger

über den

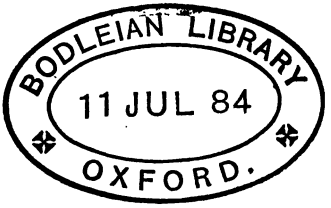
Wert des Daseins.

Wiederherstellung
des bisher zerstückelten Textes, Uebersetzung und Erklärung.

Von

Gustav Bickell.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1884.



Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Einleitung.

Das Buch Koheleth bietet die auffallende und bisher unerklärliche Erscheinung dar, daß zwar seine einzelnen Gedanken mit gröster Sorgfalt und Feinheit ausgedrückt sind, der im jetzigen Texte vorliegende Gedankenzusammenhang aber jedes Versuches einer Deutung spottet. Es hat sich mir nun hierfür die einfache Erklärung aufgedrängt, daß in derjenigen Handschrift des Buches, welche dem jetzigen sowol masoretischen als alexandrinischen Texte zu Grunde liegt, eine Verschiebung der ursprünglichen Blätterfolge stattgefunden haben müße. Der Deutlichkeit wegen wird es sich empfehlen, den synthetischen Beweis für diese Annahme dem analytischen vorauszuschicken.

Jene Unfallshandschrift bestand aus Heftlagen zu je acht Blättern. Das Buch Koheleth begann auf dem drittletzten Blatte einer Heftlage, und schloß auf dem dritten, weniger wahrscheinlich auf dem zweiten, der viertfolgenden. Die Anordnung des Textes war die in meiner Uebersetzung befolgte, abgesehen von einigen schon

damals eingedrungenen Textcorruptionen[1]), namentlich Einschaltungen eines dem Buche feindlich gesinnten Zeloten[2]). Es stand also auf den drei ersten Blättern (Schluß der ersten Heftlage) I 2—II 11, auf dem vierten und fünften V 9—VI 7, auf dem sechsten und siebenten III 9—IV 8, auf dem achten und neunten II 12—III 8, auf dem zehnten und elften (Schluß der zweiten Heftlage) VIII 6—IX 3 und VIII 15, auf dem zwölften IX 11—X 1, auf dem dreizehnten und vierzehnten VI 8—VII 22 und 20, auf dem fünfzehnten und sechzehnten IV 9—V 8, auf dem siebzehnten X 16—XI 6 und 5, auf dem achtzehnten VII 23—VIII 5ᵇ, auf dem neunzehnten (Schluß der dritten Heftlage) X 2—15 und 14ᵇ, auf dem zwanzigsten IX 3—10, auf dem einund-

[1]) So muß die Versetzung einiger Worte aus VII 1 nach X 1 noch zur Zeit der ursprünglichen Textfolge, in welcher beide Stellen nur durch vier Verse von einander getrennt waren, erfolgt sein, und zwar in einer noch älteren als der Unfallshandschrift, da die Stellen bei der Versetzung auf demselben Blatte gestanden haben müßen, was in der Unfallshandschrift nicht der Fall war.

[2]) Es sind dies die Proteste gegen Koheleth's Grundsätze über den dem Könige schuldigen Gehorsam in VIII 1, 5ᵃ, sowie die Anstößigkeiten in XI 5, XII 4, 5, womit er das Buch lächerlich oder verächtlich zu machen suchte. Seine Einschaltung VIII 5ᵃ wird sowol von dem Ordner des Buches nach der Blätterverwirrung (in der Gedankenklammer zur Herstellung eines neuen künstlichen Zusammenhanges VIII 5ᵇ) als auch von dem mit letzterem wahrscheinlich identischen Verfaßer des Nachwortes (in XII 13) bereits vorausgesetzt.

zwanzigsten und wahrscheinlich noch zweiundzwanzigsten XI 7—XII 8.

Nachdem sich die Verbindung wenigstens der beiden mittleren Heftlagen völlig gelöst hatte, wurden die vereinzelten Doppelblätter in folgender Weise neu geordnet: Die innere Hälfte der zweiten Heftlage (also Blatt 6, 7, 8, 9) ward falsch umgebogen und in der dadurch entstandenen Reihenfolge 8, 9, 6, 7 an die intact gebliebene erste Heftlage (Blatt 1, 2, 3) angeschloßen. Darauf ließ man das innerste Doppelblatt der dritten Heftlage (Blatt 15, 16) folgen, alsdann die äußere Hälfte der zweiten (4, 5, 10, 11), in deren Mitte man aber die beiden zusammengehörigen Doppelblätter 13, 18, und 14, 17 hineingelegt hatte, so daß die Reihenfolge 4, 5, 13, 14, 17, 18, 10, 11 entstand. Das noch übrige Doppelblatt der dritten Heftlage (12, 19) legte man zwischen die beiden ersten Blätter der übrigens unversehrt gebliebenen vierten, den Schluß bildeten also Blatt 20, 12, 19, 21 (22). Nach dieser ganzen Neuordnung ward Blatt 17 vollständig von seinem Gegenblatte 14 losgerißen, fiel heraus und fand zum zweitenmale, aber nun definitiv, ein unberechtigtes Unterkommen zwischen den Blättern 19 und 21. So entstand die jetzige Reihenfolge der Blätter: 1, 2, 3, 8, 9, 6, 7, 15, 16, 4, 5, 13, 14, 18, 10, 11, 20, 12, 19, 17, 21 (22).

Diese durch bloßen Zufall herbeigeführte Textverwirrung machte alsbald neue absichtliche Umstellungen, Zusätze und Veränderungen notwendig, um der jetzt

überall klaffenden Zusammenhangslosigkeit scheinbar abzuhelfen. Man zog Stellen, die hierzu einigermaßen brauchbar waren, theils an den Anfang (II 12^{a}, 13—16, III 10—11, VI 9), theils an das Ende der nunmehr falsch verbundenen Abschnitte (VIII 16—IX 3, X 15, XI 6), erlaubte sich zu demselben Zwecke kleine Veränderungen (vgl. zu III 9, IX 3), auch Zusätze (vgl. IV 8), ja in VIII 5^{b} eine vollständige, aber willkürliche Gedankenüberleitung. Diese Notveränderungen rühren wahrscheinlich von dem Urheber der jetzigen Blätterfolge her; auf jeden Fall sind sie noch in die Unfallshandschrift selbst oder doch auf Grund derselben in eine direct aus ihr abgeschriebene Kopie eingetragen worden. Denn die Umstellungen halten sich stets innerhalb der Grenzen Eines Blattes der Unfallshandschrift (nur in dem Abschnitte II 12—III 8 erstrecken sie sich über zwei, aber wirklich ursprünglich zusammengehörende, Blätter derselben), was unmöglich Zufall sein kann; ferner schließt die Gedankenklammer VIII 5^{b} mit den beiden Anfangsworten des im ursprünglichen Zusammenhange folgenden Verses X 2, was sich nur daraus erklärt, daß diese Worte am Blattende der Unfallshandschrift entweder als Dittographie oder als Seitencustode standen[1]).

[1]) Statt der hier vorausgesetzten ursprünglichen Reihenfolge ließe sich nur insofern eine andere annehmen, als man an VII 22 und 20 etwa IV 17—V 8, daran X 16—XI 6 (ohne Umstellung von XI 5), dann IV 9—16 anschließen könnte, wonach mit VII 23 wieder die obige Folge eintreten

Eine Reihe von Zusätzen (vgl. in III 17, VIII 12 13, XI 9b, XII 1, 2, 3, 6, 7, 9—14), welchen ähnliche Veränderungen (VIII 8), Umstellungen (VIII 12, XI 10b) und wol auch Auslaßungen entsprechen (IV 17, V 6, VII 1, VIII 6, IX 3), verfolgt den Zweck, die düstere Weltanschauung Koheleth's theils durch Betonung der diesseitigen Vergeltungslehre, theils aber und zwar hauptsächlich durch Hinweisung auf ein künftiges, Alles ausgleichendes, Weltgericht aufzuhellen. Vergeblich hat man, um diese Zusätze als ursprüngliche Bestandtheile des Buches Koheleth nachzuweisen, entweder den Lehrgehalt des letzteren hinauf oder den der ersteren herab zu schrauben gesucht; denn man macht dadurch entweder die ergreifenden Klagen Koheleth's über das Rätselhafte und Misliche des menschlichen Daseins zu bloßen Stilübungen ohne Sinn und Zweck, oder man verkennt willkürlich die in III 17, XI 9, XII 7, 14 unverkennbar enthaltene Beziehung auf ein jenseitiges Gericht.

Deutlich herscht in dem Epiloge (XII 9—14) das

würde. Hierfür scheint die auffallende Aehnlichkeit im Wortlaute zwischen XI 6 und IV 9 zu sprechen, dagegen aber der Mangel jedes sachlichen Zusammenhanges dieser beiden Stellen, der Charakter von IV 9—16 als zweier „Beßer-Stücke", welche nicht durch den ganz andersartigen Abschnitt X 16—XI 6 von den Beßer-Stücken VII 1 ff. getrennt und dem die Gruppe dieser Stücke offenbar abschließenden Abschnitte IV 17—V 8 nachgestellt werden dürfen, endlich die große Schwierigkeit, unter dieser Voraussetzung den Hergang bei der Verwirrung der Blätterfolge nachzuweisen.

Bestreben vor, den Verfaßer des Buches einerseits zu empfehlen, andererseits gleichsam zu entschuldigen und seinen Zeitgenoßen annehmbarer zu machen. Daher wird auf das scheinbar Paradoxe tiefsinniger, zum Nachdenken anregender Weisheitssprüche und auf die Notwendigkeit hingewiesen, derartiges nach der Analogie der übrigen vom göttlichen Geiste inspirierten Schriften auszulegen. Ein Schritt weiter in der von Koheleth eingeschlagenen Richtung könne freilich schon gefährlich werden. Dieser selbst lehre jedoch noch völlig rechtgläubig, da sich die Quintessenz seines Buches in die Gebote der Gottesfurcht und der Gesetzesbeobachtung zusammenfaßen laße (wörtlich aus dem Buche V 6, VIII 5 citiert, das letztere freilich aus einem Zusatze des feindlichen Interpolators), welche der Verfaßer des Nachwortes dann noch durch den Hinweis auf das bevorstehende Weltgericht einschärft.

Daß der Epilog und die ihm gleichartigen Zusätze nach der Verwirrung der Blätterfolge verfaßt sind, ergibt sich aus III 17, wo der Zusatz nicht nur die mittlere Durchschnittszahl der Buchstaben auf dem betreffenden Blatte der Unfallshandschrift bedeutend steigern würde, sondern auch die nur im jetzigen Texte kurz vorhergehende Ausführung über die Zeit jedes Dinges berücksichtigt. Wahrscheinlich war der Verfaßer identisch mit dem Anordner der jetzigen Blätterfolge, da auch dieser in VIII 5^b das göttliche Gericht in Aussicht nimmt.

Außerdem ist der Text des Buches Koheleth noch mit manchen Corruptelen behaftet, über deren Ent-

stehungszeit sich nur sagen läßt, daß die in die alexandrinische Uebersetzung noch nicht eingedrungenen erst nach Störung der Blätterfolge entstanden sein können, da auch jene Uebersetzung auf der Unfallshandschrift beruht, also keine in dieser nicht mehr vorhanden gewesenen beßeren Lesarten bewahrt haben kann. Dasselbe gilt von den Zusätzen in I 1—II 9 (oder 12), welche Salomo als Verfaßer des Buches hinzustellen suchen[1]).

Im Folgenden sind alle am jetzigen Texte vorzunehmenden Veränderungen, wo nötig mit kurzer Angabe der Gründe, angemerkt.

---

[1]) Die Unechtheit dieser pseudosalomonischen Zusätze erhellt sowol aus der ermüdenden Wiederholung der ungeschickten Wendung „mehr als alle, die vor mir über (oder: zu) Jerusalem waren", als auch aus dem gänzlichen Mangel salomonischer Beziehungen nach II 9, ja dem Vorkommen entgegengesetzter Indicien (wie der Kinderlosigkeit Koheleth's), Unüberlegtheiten, die man einem so sorgfältigen Schriftsteller unmöglich zutrauen kann. Der Interpolator war nach Durcheinanderwirrung der Textfolge und Abfaßung des Epiloges thätig, da er wahrscheinlich noch über II 9 hinaus an II 12 gearbeitet, also dessen Anschluß an V. 11 schon vorgefunden hat, und da seine Thätigkeit im Epiloge noch gar nicht berücksichtigt wird. Für den Verfaßer des Nachwortes ist nämlich Koheleth noch nicht Salomo, sondern irgend ein Weiser, welcher scharfsinnige Untersuchungen anstellte und geistvolle Lehrsprüche ausarbeitete, womit natürlich auf das Buch Koheleth selbst, nicht, wie die Exegeten unbegreiflicherweise wollen, auf die Proverbien hingedeutet wird.

I 1 von dem Interpolator, welcher Koheleth in Salomo umschaffen wollte.

7 el jam.•

12 > hajîthî mälekh ʿal jiɔraêl bîrûšalem (Zusatz des pseudosalomonischen Interpolators).

13 nathattî statt des durch den Zusatz in V. 12 veranlaßten v'nathattî.

15b > jûkhal.

16a gehört dem pseudosalomonischen Interpolator an (das Sprechen mit dem Herzen ungeschickt aus II 1 entlehnt, da das Herz gar nicht angeredet wird, und der Besitz großer Weisheit nicht den Entschluß nach Weisheit zu streben motivieren kann).

16b ist mit LXX nach vadaʿath (so auszusprechen) in V. 17 anzusetzen.

II 1 ănassänna baɔɔimcha v'raô.

3 l'ɔammach eth libbî b'chokhma (da alle Nichtigkeitsbeweise mit Anspielungen auf ihre Ankündigung in I 12—II 2 beginnen, so ist das sinnlose limšokh nach II 1 zu emendiren; damit fällt aber auch sein Gegenstück nôheg; Koheleth läßt stets das Herz, nie den Leib erfreut werden, und die einseitige Hervorhebung des Weines paßt gar nicht zu der weiteren Ausführung).

7 > mikkol šehajû l'fanaj bîrûšalem (von dem pseudosalomonischen Interpolator).

8a > ûs'gullath m'lakhîm v'hamm'dînôth (von demselben).

9a von demselben eingeschaltet.

Nach II 11 folgt V 9—VI 7.

V 11 > im m'ᶜaḏ v'im harbê jôkhel.

Nach V. 12 ist eine Ausführung über unglücklich machenden Reichtum, auf welche in V. 16 zurückgeblickt wird, ausgefallen, da dessen bloßer Verlust der Ankündigung in V. 12 nicht entspricht; in meiner Uebersetzung nach Vermutung ergänzt.

14 nach 15ª.

16 b'chošekh v'ebel v'khaᶜas harbê vochôlî (LXX).

VI 3 vielleicht šejjihjä.

Nach V. 4 ist das in V. 3 zu tilgende v'gam q'bûra lô' haj'thallô anzusetzen. Was soll der zufällige, unmotivierte Zug des Nichtbegrabenwerdens in der ganz allgemein gehaltenen Schilderung des scheinbar glücklichen, aber innerlich unbefriedigten Reichen?

Nach VI 7 folgt III 9—IV 8.

III 9 häᶜamel statt haᶜôcä, was substituiert ist, um einen scheinbaren Anschluß an das jetzt vorhergehende Verzeichnis von Thätigkeiten, die ihre Zeit haben, zu gewinnen.

Vor V. 10 sind V. 12—13 anzusetzen, welche umgestellt wurden, um das „zu seiner Zeit" in V. 11 näher an das Verzeichnis der Dinge, welche ihre Zeit haben, heranzurücken und so den Schein eines Gedankenzusammenhanges herzustellen. Die Mahnung zum heiteren Lebensgenuße beschließt regelmäßig den Nichtigkeitsbeweis.

12 v'lir'ôth statt v'laᶜăcôth.

11 l'baqqeš eth kol häᶜalûm (so auszusprechen,

wenn nicht vielleicht hanne'lam zu lesen ist); kol noch in LXX erhalten. Der jetzige Text gibt keinen klaren Sinn und entspricht der schlichten, sachgemäßen Ausdrucksweise Koheleth's nicht.

17 vom Verfaßer des Nachwortes, schon durch den gleichen Anfang mit dem Folgenden verdächtig.

IV 8 > v'ên šenî (ungeschickte Vorbereitung auf die in dem jetzigen falschen Zusammenhange folgenden Sprüche über Zwei, die beßer als Einer daran sind).

Nach IV 8 folgt II 12^b—III 8.

II 12^b ist auszusprechen achăraj himmalekh (oder hammölekh), vgl. V. 18. Vielleicht stand aber ursprünglich auch hier lišlo baăšer statt hammälekh eth ăšer, was von dem pseudosalomonischen Interpolator herrühren dürfte.

Vor V. 13 sind V. 17—26 und 12^a einzufügen; der letztere Halbvers ward nach Störung der Blätterfolge wegen seines mit V. 11 übereinstimmenden Anfanges vorgeschoben, um die klaffende Lücke wenigstens äußerlich auszufüllen, und zog dann die Verse 13—16 in seine Nähe, da deren Zusammengehörigkeit mit ihm unmöglich verkannt werden konnte.

24 mišše jjôkhal.

25 mimmennû (LXX).

III 6 müßen die Worte l'abbed und l'hašlîkh mit einander den Platz tauschen, da abbed nicht „verlieren", sondern „vertilgen" bedeutet, abgesehen davon, daß „suchen" keinen Gegensatz zu „verlieren" bildet.

Nach III 8 folgt VIII 6—IX 3 (bil'babam) und VIII 15.

Nach VIII 6ª scheint ein Satz nach Art des in meiner Uebersetzung vermuteten ausgefallen zu sein.

8ª > likhlo' eth harûach.

8ᵇ ʿošer statt des dem Zusammenhange geradezu widersprechenden rāšaʿ; übrigens bezieht sich auch die Nutzlosigkeit des Reichtums hier nur auf das Gleichnis, die unerbittlichen Anforderungen der Kriegsdienstpflicht.

10 k'bedîm (oder nikhbadîm) ûb'maqôm qadôš yihall'khû (letzteres Wort noch in LXX richtig). Die einseitige Beschränkung des Frevlerglückes auf Euthanasie beruht hier ebenso wie in Psalm LXXIII 4 auf Textcorruption; auch kann „sie kamen" nie bedeuten: „sie kamen zur Ruhe". Der jetzige Text ist aus Nebeneinanderstellung der Lesarten ûb'maqôm und ûmimmaqôm mit dazwischengesetztem „oder" entstanden.

12—13 kî gam jôdeaʿ anî, ăšer jihjă, ăšer chôdeʾ ʿôsă raʿ meaz (so nach LXX statt der unerträglich harten Apposiopese) ûmaărîkh lô; v'lôʾ jaărîkh jamîm kaccēl, ăšer jareʾ millif'nê ĕlôhîm. Die Zusätze, sowie die Umstellung von 12ª (durch welche eine unschön nachschleppende Wiederaufnahme des Vordersatzes in V. 11ª, nach Dazwischentreten des Nachsatzes 11ᵇ, entsteht), rühren von dem Verfaßer des Nachwortes her und tragen die Vergeltungslehre weit energischer vor, als dies Koheleth je thut.

16ᵇ nach 17ª (da sich sein Subject im jetzigen Zusammenhange auf nichts zurückbezieht, und eine An-

spielung auf die ruheloſe Geſchäftigkeit der Menſchen hier zwecklos wäre).

17 b'khol ſtatt b'šel (LXX).

IX 1 v'libbi raa ſtatt v'labûr (LXX).

2 > laḏḏôb (wol urſprünglich Variante zu kaḏḏôb).

VIII 15 iſt nach bil'babam in IX 3 anzuſetzen, von wo dieſer den Nichtigkeitsbeweis abſchließende Vers entfernt worden iſt, um an der Grenze zweier irrig an einander gereihten Blätter der Unfallshandſchrift die Möglichkeit eines neuen künſtlichen Gedankenzuſammenhanges zu gewinnen.

Auf VIII 15 folgt IX 11—X 1.

IX 16 > ûd'barav ênam nišma'im.

17a > nišma'im (wäre entweder das Gegenteil des zuſammenhangsgemäßen Sinnes oder eine höchſt ſchiefe, misverſtändliche Ausdrucksweiſe).

17b v'za'ăqath (die jetzige Lesart würde ein Lob der Weisheit enthalten, die doch hier gerade als erfolglos gegenüber der herriſch ſchreienden Thorheit dargeſtellt werden ſoll).

18 vielleicht v'cheḏ'.

X 1 z'bûb mêth jabbia' šămen rôqeach, sikhlûth m'aḏ ḏôba harbê (daß die „Todesfliegen" in eine „tote Fliege" zu verwandeln ſeien, hätte, wenn nicht Achtung vor der edeln Einfachheit unſeres Autors, wenigſtens der Singular des Verbums nahe legen ſollen; jab'iš iſt Erklärung, das übrige aus VII 1 hier eingedrungen; ḏôba harbê iſt im jetzigen Texte an das

Ende von IX 18 verschlagen worden, wo es zu tilgen ist; doch hat LXX wenigstens harbê auch noch am Ende von X 1 vorgefunden).

Nach X 1 folgt VI 8—VII 22 und 20.

VII 1a Jôb šem miššâmen jaqar, Jôba chokhma mikkabôd (die Worte jaqar und chokhma mikkabôd gerieten in den anderen, ursprünglich benachbarten, Spruch über Salbôl X 1, wo chokhma durch den falschen Zusammenhang zu mechokhma, wie das in VII 1 zurückgebliebene Jôba zu Jôb werden muste).

1b lautete der wahrscheinlich absichtlich ausgelaßene Parallelstichos vielleicht Jôb lô' hăjôth adam mehĕjôthô; jedenfalls muß der Mensch, auf den sich das jetzt in der Luft schwebende Suffix in hivval'dô bezog, darin erwähnt worden sein.

3 nach ka'as + laadam.

6 > kî (LXX).

Vor V. 7 ist VI 9 anzusetzen, wo aber r'ôth statt mar'ê gelesen werden muß. Sowol die strophische Anlage, als auch das „denn" in VII 7 reclamieren dieses Distichon, welches wahrscheinlich an seine jetzige Stelle versetzt ward, weil sein Schlagwort „Gier" dem Distichon VI 7 zu entsprechen und so einen künstlichen Zusammenhang herzustellen schien.

Nach V. 19 versetze man dessen poetische Paraphrase, die Verse 11—12, welche an V. 10 nicht nur keinen passenden Anschluß haben (denn Klage über schlechte Zeiten ist doch nirgends lebensgefährlich), son-

dern ihn auch von seiner Begründung in V. 13—14 trennen.

12[a] chokhma.

12[b] v'chokhma (jithrôn da'ath ist ein erklärender Zusatz).

V. 20, dessen „denn" in seinem jetzigen Zusammenhang völlig sinnlos ist, gehört nach V. 22.

Auf VII 20 folgt IV 9—V 8.

IV 15 > haššenî (ungeschickte Reminiscenz aus den vorhergehenden Sprüchen über den Nutzen der Gemeinschaftlichkeit).

16 muß etwas dem in meiner Uebersetzung Vermuteten ähnliches eingeschaltet werden, da offenbar von „Früheren" und „Späteren" die Rede ist, auch Koheleth unmöglich hier die Absicht haben kann, den „beßeren" armen und weisen Jüngling nachträglich zu discreditieren.

In V. 17 ist eine Ergänzung nach Art der in meiner Uebersetzung vorgeschlagenen unentbehrlich, da Unbekanntschaft mit dem Bösesthun ja nur zum Lobe gereichen würde.

Vor V 6 muß eine Warnung ähnlich der in meiner Uebersetzung vermuteten ausgefallen sein; sonst bliebe das einleitende „denn" unverständlich, da unbesonnene Gelübde doch unmöglich unter den Gesichtspunkt von Träumerei und Wortmacherei gestellt werden können. Man setze vahăbalîm nach ûd'barîm.

Nach V 8 folgt X 16—XI 6 und 5.

X 17 > big'bûra v'lô' bašš'thî (schiefer Gegensatz).

18a b'ʿaçlûth (Textlesart zu geziert für Koheleth).

18b > jadajim.

19 > lic'choq ʿôcîm (verdirbt die großartige Ironie).

20a > das zweite al t'qallel.

20b šamajim jôlîkh qôl (entsprechend dem Parallelstichos, wo natürlich mit der masoretischen Randlesart k'nafajim zu lesen ist).

XI 3 vielleicht hû' statt j'hû'.

4 rûchôth.

V. 6 gehört vor V. 5, welchem er nachgestellt ward, um durch das Stichwort „gut", womit er schließt, auf V. 7 vorzubereiten und so die nach Verwirrung der Blätterfolge hier klaffende Zusammenhangslosigkeit scheinbar zu überbrücken.

5 > kaʿăçamîm b'bâ-en hamm'lea (schlecht angeflicktes und im Nachsatze ignoriertes Einschiebsel des feindlichen Interpolators).

Nach XI 5 folgt VII 23—VIII 4.

VII 25 ûl'baqqeš chešbôn chokhma vadaʿath, hôlelûth v'sikhlûth (gemäß der aus V. 27 erhellenden Bedeutung von chešbôn und den ähnlichen Stellen I 17, II 12).

27 amar haqqôhäleth.

VIII 1a ist die entrüstete Frage des feindlichen Interpolators, wer denn eigentlich dieser servile „Weise" sei und worauf der Ausdruck „schlimme Sache" in V. 3 anspiele; wol auf pflichtgetreue, patriotische Eiferer für

das Gesetz Gottes gegen heidnische Tyrannen, wie er in V. 5a andeutet. In LXX (τίς ὁδὸς σοφός; später in das sinnlose τίς οἶδε σοφοὺς corrumpiert) hat sich die ursprüngliche Lesart mi zä chakham erhalten; die jetzige macht sich schon durch ihre sonderbare Orthographie verdächtig und würde als Ausspruch Koheleth's zu überschwenglich und zuversichtlich klingen.

2 hächakham, was der feindliche Interpolator nach seiner ersten Frage in V. 1a hier noch vorgefunden haben muß, statt des anerkannt sinnlosen ănî; nachher ist natürlich šômer auszusprechen.

3 > al tibbahel, mippanav telekh (zwei verschiedene Erklärungen zu dem schwierigen Stichos 3a).

5a ist ein zweiter patriotischer Protest des feindlichen Interpolators, gegen die Bezeichnung einer vom göttlichen Gesetze gebotenen Auflehnung als „schlimmer (unerlaubter oder unheilbringender) Sache". Der Halbvers kann nicht Ueberleitung zur folgenden Strophe (X 2—3) sein, da Koheleth die prosaische Verbindung zwischen zwei poetischen Einlagen sonst nie durch solche anschlußlose, tautologische und nichtssagende Lückenbüßer herstellt, und die scheinbare Fremdartigkeit jener Strophe zwischen politischen Lehrsprüchen auch so bleiben würde (eine Umstellung derselben ist durch die Gedankenklammer VIII 5b ausgeschlossen).

5b Gedankenklammer, wodurch der Neuordner des Buches einen vermeintlichen Zusammenhang des vorhergehenden mit dem jetzt folgenden, falsch angereihten,

Blatte der Unfallshandschrift anstrebte; mechanisch zusammengetragen, nämlich die Objecte aus dem im neuen, falschen Zusammenhange unmittelbar folgenden Verse VIII 6 (aber mit irriger Auffaßung derselben als Trostmotives, insbesondere des Wortes mišpaṭ im Sinne von „Gericht“ statt „Bestimmung“), das Verbum aus der feindlichen Einrede VIII 5ª, das Subject aus X 2, den Anfangsworten des im wahren Zusammenhange ursprünglich folgenden Blattes der Unfallshandschrift, welche wol als Seitencustode auch am Ende des hier aufhörenden Blattes standen.

Auf VIII 4 folgt X 2—15 und 14ᵇ.

X 3 > k'šessakhal hôlekh.

6 > rabbîm (in seiner allein nachweisbaren Bedeutung unerträglich prosaisch).

7 > ka'ăbadîm.

10 > v'hû' lô' l'fanîm (später zu fanîm corrumpiert) qulqal, vachăjalîm (überflüssige und prosaische Erklärungen; das folgende Wort ist j'gubbar auszusprechen).

12 nach chakham + akh.

14ª Der am Anfange fehlende Stichos διότι ὁ ἄφρων ἐκ περισσεύματος λαλεῖ hat sich in LXX nach II 15 erhalten. Im Urtext stand sicher: kî hakk'sîl mijjâther j'mallel (denn der Thor redet aus anmaßendem Selbstbewußtsein, Dummdreistigkeit, heraus), vgl. Prov. XVII 7.

14ᵇ ist nach V. 15 zu setzen, in dessen „Stadt“ der Neuordner des Buches eine Anknüpfung an das

„Land“ im Anfange des falsch angeschloßenen Blattes der Unfallshandschrift (V. 16) zu finden glaubte.

Nach X 15 und 14^b folgt IX 3 (b'chajjêhem) —10.

IX 3 wahrscheinlich b'chajjav statt b'chajjêhem, da sowol vorher als nachher von den Menschen im Singular geredet wird, und der Plural des Suffixes durch den nach der Textverwirrung entstandenen falschen Zusammenhang nahe gelegt war.

Vor V. 4 ist ein durch das erste „denn“ dieses Verses geforderter Satz ausgefallen, welcher die ungünstigere Lage des Verstorbenen gegenüber dem Lebenden in Bezug auf Erkenntnis aussprach; in meiner Uebersetzung nach Vermutung ergänzt.

5 vielleicht zekher statt zakhar.

Nach IX 10 folgt XI 7—XII 8.

XI 9^a > bimê b'chûrôthâkha (aus XII 1 auch hier eingedrungen).

9^b Zusatz vom Verfaßer des Epilogs.

10^a roa^c statt ra^{c}a.

V. 10^b gehört nach XII 1^a; an seine jetzige Stelle, wo er die Reime unterbricht, ward er vom Verfaßer des Nachwortes versetzt, um den ganzen Schlußabschnitt über Alter und Tod in enge Verbindung mit der Ermahnung zur Gottesfurcht zu bringen, zu welchem Zwecke er die Anknüpfungen am Anfange von XII 1^b, 2, 3, 6 einschaltete.

XII 1^a b'erâkha statt bôr'âkha. Die sonderbare Orthographie scheint auf eine Textstörung hinzudeuten,

von welcher ſich vielleicht noch im Talmud und Midraſch einige Erinnerung erhalten hat. Dieſe nach Proverb. 5, 15 zu erklärende Lesart ſtimmt beßer zu dem Zuſammenhange, worin Koheleth zum frohen Lebensgenuße in der kurzen Jugendzeit mahnt, ehe ihn Alter und Tod unmöglich machen.

$1^b >$ ʿad ăšer lō' (Zuſatz vom Verfaßer des Nachwortes), ſowie ăšer tômar und lī.

$2^a >$ ʿad ăšer lō' (vom Verfaßer des Nachwortes), auch v'haôr (ſehr läſtig nach der Sonne erwähnt) und v'hakkôkhabîm.

2^b ʿâbîm.

3^a jazûʿû ſtatt bajjôm šejjazûʿû (Anknüpfung vom Verfaßer des Epiloges).

$3^b >$ kî miʿeʒûʿû.

4^a hat der feindliche Interpolator vorausgeſchickt: v'sugg'rû d'lathajim baššûq (burleske Bezeichnung der Verſtopfungsbeſchwerden des Greiſes), was ſpäter durch biš'fal ſehr ungeſchickt mit dem Folgenden verbunden ward.

$4^b >$ v'jaqûm (eingeſchoben, um die ſinnloſe Erklärung der Stelle von nervöſer Reizbarkeit des Greiſes gegen das geringſte Geräuſch zu ermöglichen); nachher iſt çippôr zu leſen.

5^a jar'û (LXX), da die Liedertöchter (Töne der Stimme), keineswegs die in dieſem durchaus allegoriſchen Gemälde nirgends genannten Greiſe, Subject ſind. Weiterhin hat der feindliche Interpolator eingeſchoben: v'jin'aç

haššaqed v'jistabbel hăchagab v'tafer haăbijjôna (der ablehnende Mandelbaum ist das Weib, die beladene Heuschrecke eine indecente Andeutung der Impotenz, die nichts mehr ausrichtende Kapper Aphrodisiacum). Dieser Einschub, welcher ebenso sehr der hohen sittlichen Reinheit und keuschen Reticenz Koheleth's als der Ehrerbietung des Orientalen vor dem Greisenalter widerspricht, kann nur von einem erbitterten, zur moralischen Vernichtung des Gehaßten entschloßenen, Feinde herrühren.

6^a > ʿad ăšer lō' (vom Verfaßer des Nachwortes).

6^b mabbûaʿ.

7 vom Verfaßer des Nachwortes eingeschoben, da Poesie und Prosa nicht innerhalb desselben Satzes mit einander abwechseln können, und die unleugbar sehr bestimmte, trotz des Nichtigkeitsurteils in V. 8, dem er vorzubauen vergeßen hatte, nicht in eine bloße Resorption abzuschwächende, Unsterblichkeitslehre des Interpolators bei Koheleth selbst nirgends vorkommt.

9—14 Epilog von späterer Hand.

10 v'likhtob.

11 nikht'bû l'baʿălê statt baʿălê.

13 nach kol + chôbath.

Da die Durchschnittszahl der Buchstaben, welche auf den Blättern der Unfallshandschrift gestanden haben muß, für die Textkritik des Buches Koheleth von großer Wichtigkeit ist, so mögen darüber noch einige Bemerkungen folgen. Zunächst über die Buchstabenzahl nach dem masoretischen Texte: die dreizehn durcheinandergestellten

Abschnitte haben in der jetzigen Reihenfolge die Zahlen 1413 (drei Blätter), 1071, 1169, 819, 928, 1074, (sämmtlich zu zwei Blättern), 507, 1058 (zwei Blätter), 514, 435, 504, 525, 666 (wahrscheinlich zwei Blätter). Die erste und letzte Zahl sind zu Berechnungen unbrauchbar, da man nicht wißen kann, an welcher Stelle des betreffenden Blattes das Buch Koheleth anfieng oder aufhörte, ebenso die Zahlen 819, 928, 435, deren Kleinheit durch bedeutende Lücken im Texte verursacht ist. Die anderen ergeben als mittlere Buchstabenzahl für das Blatt der Unfallshandschrift rund 535. Diese Durchschnittszahl sinkt jedoch auf 528, wenn man die nach den obigen Ausführungen für die Unfallshandschrift notwendig vorauszusetzenden Textverbeßerungen vollzieht; auf 518, wenn man alle in ihr möglichen berücksichtigt[1]).

Nach dieser für sich selbst sprechenden Syntheſe erscheint ein analytischer Beweis eigentlich über-

[1]) Diese Berechnung stimmt zu der Beobachtung de Lagarde's, daß ein Theil des 24. Kapitels der Proverbien in der hebräischen Handschrift des alexandrinischen Ueberſetzers auf der stark abgeriebenen und dadurch unleserlich gewordenen Außenseite eines Heftes gestanden haben müße; nur war es nicht V. 7—15, sondern 5—13 (denn die Conjectur λεωρτοῦ in V. 5 ist wenig wahrscheinlich, und in V. 15 hatte der Ueberſetzer keine von dem jetzigen Texte abweichende Verba vor sich; vgl. für arab, was er überhaupt nie richtig wiedergibt, LXX Proverb. I 11, 18, für šadad XXIV 2). Diese äußere Blattseite enthielt mithin 267 hebräische Buchstaben.

flüßig; doch will ich, in Anbetracht des ſchreckenden Beiſpieles, daß ſogar die Umſtellung von Sirach XXX 25—XXXIII 11 nach XXXVI 16ª, trotz des Zeugniſſes der ſyriſchen und lateiniſchen Ueberſetzung, exegetiſche Gegner gefunden hat, wenigſtens einige Andeutungen geben. Die gänzliche Zuſammenhangsloſigkeit des jetzigen Textes, und zwar gerade an den von mir nachgewieſenen Uebergängen zu falſch verbundenen Blättern der Unfallshandſchrift, iſt eine allgemein anerkannte Thatſache[1]). Die zweimalige Conſtatierung eines fehlgeſchlagenen Strebens nach Befriedigung durch Genuß (II 1—2 und 3—11) hat nur dann Sinn, wenn die erſte der Dispoſition, die zweite der Ausführung des Nichtigkeitsbeweiſes angehört, was nur in meiner Anordnung der Fall iſt, da die überlieferte jeder logiſchen Gliederung entbehrt. In II 11 beſchränkt ſich der überlieferte Text darauf, die Nichtigkeit des Beſitzes und Genußes zu behaupten, ohne ſie auch nur mit Einer Silbe zu beweiſen, ſchließt vielmehr 12ª unmittelbar die Unterſuchung der Weisheit an, die er dann freilich

---

[1]) „Alle Verſuche, in dem Ganzen nicht nur Einheit des Geiſtes, ſondern auch genetiſchen Fortgang, allesbeherſchenden Plan und organiſche Gliederung nachzuweiſen, muſten bisher und werden inskünftige ſcheitern" (Delitzſch). „Wer aufmerkſam das Buch durchlieſt, muß erkennen, daß es unſerem Buche an einem regelmäßigen Gedankenfortſchritte fehlt; in den erſten Kapiteln nimmt der Verfaßer zwar einen Anlauf dazu, aber in den ſpäteren findet er ſich nicht" (Nowack).

schon 12^b durch einen im jetzigen Zusammenhange geradezu sinnlosen, begründenden Satz unterbricht. Die Ausführung, daß Alles seine Zeit habe (III 1—8), steht jetzt rätselhaft isoliert da. Was hat der Nutzen der Gemeinschaft (IV 9) mit dem Vorhergehenden zu schaffen? Das „denn" in VI 8 bleibt unerklärlich, obgleich es die Exegeten zu den erstaunlichsten Leistungen des Scharfsinnes veranlaßt hat; ebenso dasselbe Wörtchen in VII 7 und 20. Zwischen VIII 4 und 6 hat man freilich eine künstliche Gedankenbrücke zu bauen versucht; sie ist aber auch danach. Die Verse X 2—3 haben mit dem Vorhergehenden nichts gemeinsam, als daß von Weisheit und Thorheit die Rede ist. Besonders grell tritt schließlich noch, wegen der ergreifenden Wehmut des Folgenden, die Zusammenhangslosigkeit oder noch schlimmer der exegetisch erquälte Zusammenhang zwischen XI 6 und 7 hervor.

Daß dagegen die von mir als ursprünglich angenommene Blätterfolge eine straffe logische Disposition des Gedankenganges ergibt, wird sich weiterhin bei Angabe des Inhaltes zeigen. Sie läßt auf die Behauptung der Nichtigkeit des Besitzes II 11 von V 9 an einen eingehenden Beweis folgen, bringt die auf drei verschiedene Stellen zu verteilenden Verse VI 7—10, welche bisher die Exegeten zur Verzweiflung brachten, in angemessene Verbindungen, lötet IV 8 wieder mit seiner Begründung II 12^b zusammen, sowie III 1—8 mit seiner Resumierung und Nutzanwendung VIII 6,

und V 8 mit seiner poetischen Veranschaulichung von X 16 an, gibt dem Verse VII 23 einen weit beßeren Anschluß, als den bisherigen, verbindet die politischen Vorsichtsregeln in VIII 1—4 mit denen in X 2—7, stellt einen mitten im Satze nach X 14 durchschnittenen Gedanken wieder her[1]) und bringt IX 10 mit seinem Gegenstücke XI 7 wieder zusammen. Und alle diese, Sinn und Zusammenhang wiederherstellenden Textumstellungen laßen sich mit mathematischer Sicherheit als richtig erproben, indem sich die jetzige Textfolge theils aus Versetzung von Blättern in der Unfallshandschrift, theils aus dadurch veranlaßter Nachhilfe zur Herstellung eines neuen, künstlichen Gedankenzusammenhanges erklärt.

Die Richtigkeit der wiederhergestellten Textfolge bewährt sich auch bei Vergleichung der sich darin ergebenden beiden Haupttheile, des kritischen und des ethischen.

---

[1]) Wenn die Blätterversetzung nur hier engverbundene Wörter desselben Satzes von einander getrennt hat (ein mit „aber" beginnender Satz ist durch die Blätterverwirrung oder deren Consequenzen von seinem Gegensatze getrennt worden XI 7, ein mit „denn" beginnender von dem durch ihn zu begründenden II 12b, VI 8, VII 7, 20, VIII 6), so ist dies wol dadurch zu erklären, daß der für die Herstellung eines künstlichen Zusammenhanges so thätige Neuordner des Buches solche zusammenhangslose Satztheile am Anfange oder Ende der verstellten Blätter einfach weggelaßen haben wird; die Abgerißenheit der vier Schlußworte von IX 3 entgieng ihm, da er sie in eine willkürliche, aber sehr scheinbare Verbindung mit dem jetzt Vorhergehenden zu bringen gewust hatte.

Letzterer empfiehlt die beiden Güter, welche die Kritik wenigstens als relative anerkannt hatte, nämlich die Weisheit in ihren verschiedenen Bethätigungsformen und den heiteren Lebensgenuß. Die Kritik besteht fast ausschließlich aus philosophischer Prosa mit Einstreuung weniger Verse (sieben Distichen und fünf Vierzeiler); in der Ethik halten sich Poesie[1]) und Prosa fast das Gleichgewicht (drei Distichen und vier und zwanzig Vierzeiler). Jene operiert fortwährend mit stehenden Formeln, welche die vermeintlichen Quellen wahrer Befriedigung angeben, ihre Gehaltlosigkeit constatieren und durch Nichtigkeitsbeweise erhärten, auch das zurückbleibende relativ Gute anerkennen; diese verwendet von dem ganzen Apparate nur einigemal (IV 16, VI 9, VII 6, XI 8, 10, XII 8) die Nichtigkeitserklärung und einmal (VII 23 ff.) in halb ironischer Wendung die Angabe, daß Koheleth nach Weisheit gesucht habe. Endlich hat die Ethik durch-

[1]) Jede poetische Einlage bildet ein abgeschloßenes Ganze, welches auch außerhalb des Zusammenhanges mit dem Prosatexte vollkommen verständlich ist und als Lied oder Spruch isoliert stehen könnte. Uebergänge, welche Poesie mit Prosa, oder umgekehrt, organisch und untrennbar (nicht etwa in der freieren Form der Begründung oder Folgerung) verbinden, sind unzuläßig. Das „denn", womit eine poetische Einschaltung eingeführt wird, gehört immer noch zum Prosatexte, da sonst die Selbständigkeit des poetischen Stückes nicht gewahrt bliebe. Zwischen zwei nicht zusammengehörigen poetischen Abschnitten muß immer eine prosaische Ueberleitung stehn. Diese Regeln sind für die Textkritik von Bedeutung.

gängig die Form einer Anrede an den Leser, während diese Form in der ganzen Kritik auch nicht ein einziges-mal vorkommt.[1]).

* * *

Nachdem bisher der ursprüngliche Gedankenzusammenhang und Textbestand des Buches Koheleth nachgewiesen und damit zugleich festgestellt ist, daß die wenigen Stellen, welche jetzt am Anfange Salomo als den Redner oder Prediger (Koheleth) bezeichnen, nicht von dem Verfaßer, sondern von einem Interpolator herrühren[2]), erübrigt noch, Inhalt und Disposition des wiederzusammengefügten Meisterwerkes einer philosophischen Untersuchung anzugeben und die Bedenken zu prüfen, welche sich vom religiösen Standpunkte aus gegen einige seiner Ergebnisse zu erheben scheinen.

Wenn es der bisherige, wild durcheinandergeworfene Text des Buches Koheleth den Auslegern ermöglichte, die verschiedensten Hypothesen über Inhalt und Zweck desselben aufzustellen, so kann nach Wiederauffindung der ursprünglichen Anordnung kein Zweifel mehr darüber

---

[1]) Wo meine deutsche Uebersetzung in dem kritischen Theile „siehe" hat, steht im Urtexte immer die Interjection hinnê; als Wiedergabe des Imperativs r'ê findet es sich nur in dem ethischen Theile.

[2]) Den sprachlichen Beweis dafür, daß unser Buch nicht der salomonischen, sondern nur der nachexilischen Zeit angehören kann, hat am gründlichsten Franz Delitzsch geliefert.

bestehen, daß es eine sorgfältig ausgearbeitete, streng zusammenhängende, philosophische Untersuchung über den Wert des Daseins enthält, oder, um mich mehr an die eigenen Worte des Verfaßers anzuschließen, darüber, ob es einen Gewinn für den Menschen gebe unter der Sonne, und was gut oder wenigstens beßer für ihn sei während seiner kurzen Lebenstage. So zerfällt es in einen theoretischen (kritischen, speculativen) und einen practischen (ethischen) Theil; jener weist nach, daß alle vermeintlichen absoluten Güter, alles, was der Mensch hat, weiß, ist und kann, als solche nichtig, das heißt unbefriedigend und ergebnislos seien; dieser empfiehlt die Weisheit in ihren verschiedenen Bethätigungen und den heiteren Lebensgenuß, deren Wert als wenigstens relativer Güter schon in dem kritischen Theile zugestanden war.

Näherhin beginnt der Koheleth's Weltanschauung enthaltende kritische Theil mit einer Einleitung, welche das Resultat, das Nichtvorhandensein eines wahren, bleibenden Gutes für den Menschen, ausspricht und vorläufig mit seinem eigenen spurlosen Verschwinden in dem ewigen Einerlei, dem ebenso rast- als resultatlosen Kreislaufe der Welt, begründet (I 2—11), alsdann aber die vermeintlichen Quellen wahrer Befriedigung, die alsbald kritisiert werden sollen, aufzählt und einstweilen jede mit einem Distichon abfertigt, nämlich Erkenntnis (I 12—15), Weisheit (16—18) und Genuß (II 1—2).

Der Beweis des so angekündigten niederschlagenden Ergebnisses beginnt mit der Kritik dessen, was man hat, des Besitzes und des dadurch ermöglichten Genußes. Nachdem Koheleth ausgeführt, wie er nach dieser Seite das Möglichste erstrebt, aber alles nichtig befunden habe (II 3—11), begründet er dies Urteil zunächst damit, daß die Sorge für Erwerb und Bewahrung des Reichtums mit dem eigenen ruhigen Lebensgenuße, als dessen Beschaffungsmittel er doch allein Wert haben könne, unverträglich sei, und Reichtum so dem Besitzer eigentlich nur Nachteil bringe, auch bevor er ihm durch einen Unfall oder jedenfalls durch den Tod entschwinde (V 9—16). Zwar sei der heitere, sorglose Lebensgenuß ein Gut, aber nur ein relatives, da weder die Genußmöglichkeit noch die Genußfähigkeit, der fröhliche, zufriedene Sinn, dem Menschen beliebig zu Gebote stehe, sondern ihm meistens versagt bleibe, ja volle innere Befriedigung durch die Güter des Lebens überhaupt unerreichbar sei (V 17—VI 7, III 9, 12—13).

Die Kritik dessen, was man weiß, der die Welt beobachtenden und deutenden Erkenntnis, zeigt, daß Ziel und Bedeutung des Weltlaufes im ganzen und damit auch unseres eigenen Daseins uns verschloßen bleibe, ja das wenige uns davon Erkennbare nur Beängstigung vor der unberechenbar und unwiderstehlich über uns waltenden höheren Macht hervorrufen könne (III 10—11, 14—15); daß die Beobachtung des menschlichen Treibens ein die Luft am Leben gründlich verleidendes Schauspiel

brutaler Ungerechtigkeit und Unterdrückung vor Augen stelle, welchem dann freilich das thiergleiche Endgeschick der Menschen im Tode als angemeßene Retorsion entspreche (III 16 - IV 3), während man auch an den beßeren Erscheinungen, wie Fleiß und Berufstüchtigkeit, keine rechte Freude haben könne, da sie auf den unedlen Motiven der Selbstsucht und Eifersucht beruhten und durch übertriebene Concurrenz das Leben ebenso unbehaglich machten, wie ihr Gegensatz, die Trägheit (IV 4—6). Endlich ergebe sich bei der Reflexion auf unsere eigene Thätigkeit, welche den Verfaßer zu einem halbhumoristischen Excurs über seine, des Kinderlosen, ruhe- und freudenlose Arbeitsamkeit zum besten eines unbekannten Erben veranlaßt, daß sie uns nur Schmerz und Sorge, ohne einen wahren Gewinn, bereite (IV 7—8, II 12b, 17—23). Da also die Erkenntnis theils nicht zu ihrem Ziele gelange, theils nur Unerfreuliches zutage bringe, erscheine der, allerdings durch eine besondere göttliche Gunst bedingte und darum unsichere, heitere Lebensgenuß noch als das verhältnismäßig Beste für den Menschen (II 24—26).

Die Kritik dessen, was man ist, der Weisheit in ihrer höheren Bedeutung als religiös-sittliche Lebensrichtung, erkennt zwar den Vorzug der Weisheit, als eines Regulativs für richtige Beurteilung der Dinge und pflichtmäßiges Handeln, vor der Thorheit an, bemerkt aber, daß auch sie nicht vor dem traurigen Endgeschicke aller Menschen, im Tode der Vergeßenheit

anheimzufallen, bewahren könne (II 12a, 13—16); wie denn überhaupt die natürliche Ordnung von der sittlichen unabhängig erscheine, indem das Geschick des Menschen nicht von seinem Verdienste und inneren Werte, sondern von den zufälligen Zeitumständen, dem unabwendbaren und unberechenbaren Causalzusammenhange, in welchen er eingeklemmt sei, abhänge (III 1—8, VIII 6—8). Ja die Gleichheit im Geschicke der Gerechten und der Frevler werde oft sogar Ungleichheit zu Gunsten der letzteren, indem die rohe, rücksichtslose Herrschsucht gewöhnlich triumphiere (VIII 9—14). Diese Erscheinungen seien als ein undurchdringliches Geheimnis der göttlichen Weltregierung hinzunehmen, aber jedenfalls unleugbar, für den Frommen höchst beängstigend und für die nur auf den äußerlichen Nutzen bedachte Masse eine Versuchung, die Gottesfurcht als wertlos anzusehen (VIII 16—IX 3). So bleibe denn wieder nur der Lebensgenuß als einigermaßen lohnend übrig (VIII 15).

Endlich zeigt die Kritik dessen, was man kann, der Weisheit in ihrer praktischen Bethätigung als richtiges Urteil, verständige Ueberlegung und sachkundige Ausführung, daß der Erfolg jeder Thätigkeit nicht von der angewandten Sorgfalt und Tüchtigkeit, sondern von der zufälligen, unabsehbaren Constellation der Umstände abhänge (IX 11—12), ja daß die Weisheit dabei insofern noch im Nachteile sei, als sie sich nicht so wie die anmaßende Thorheit zur Geltung zu bringen verstehe, und als das von ihr mit größter Mühe Erstrebte

oder Errungene durch die Thorheit im Handumdrehen zu nichte gemacht werden könne (IX 13—18, X 1). Der Menſch müße ſich dieſer ſeiner allſeitigen Beſchränktheit und Bedingtheit im Genießen, Erkennen, Ergehen und Gelingen demütig unterwerfen und, allen Marktſchreiereien ſophiſtiſcher Schönfärber zum Trotze, auf Ermittlung und Erwerbung eines abſoluten Gutes für ſein kurzes und misliches Daſein verzichten (VI 8, 10—12).

Nachdem ſich ſo für Koheleth die Nichtigkeit alles Irdiſchen, das Nichtvorhandenſein eines abſoluten Gutes für den Menſchen, als Ergebnis ſeiner Kritik und Inhalt ſeiner Weltanſchauung herausgeſtellt hat, beginnt er nun von dem Schutt- und Aſchenhügel herab, auf welchem er einſam zurückgeblieben iſt, ſeine eigentliche „Predigt", die Darlegung ſeiner Lebensregel, indem er die beiden von ſeiner Kritik wenigſtens als relative anerkannten Güter, Weisheit und Lebensgenuß, empfiehlt. Sehr bezeichnend ſchließt der ſpeculative Theil damit, daß Niemand wiße, was für den Menſchen „gut" ſei (VI 12), während der ethiſche von VII 1 an mit Aufzählung einer Reihe von Dingen beginnt, die „beßer" als andere ſeien.

Von den fünf Unterabtheilungen, in welche die Ethik Koheleth's zerfällt, empfiehlt nur die letzte die Freude am Leben, die anderen Weisheit in Geſinnung und Handlungsweiſe; zunächſt negativ als Reſignation auf ein unbedingtes Gut für das Leben, dann poſitiv

als Gottesfurcht, die Grundlage der Weisheit, Betriebsamkeit, ihr Werkzeug, und Besonnenheit, ihre Schutzwehr. Entsprechend dem negativen Resultate der Kritik, beginnt die Ethik mit schwermütig klagenden Accorden, in welchen das Leben als ein unerfreuliches Geschenk und lästiges Pensum erscheint, stimmt sich aber allmählich zu milder Ergebung und mitleidigem Streben herab, das unermeßliche, auf der Menschheit lastende Elend durch angemessene Belehrung über das erreichbare Glück wenigstens einigermaßen zu lindern, bis endlich die rührend elegische Mahnung zum heiteren Genuße des rasch dahinfliehenden Lebens das Ganze, obgleich es bei dem Urteile, daß alles nichtig sei, bleibt, doch harmonisch, wie ein Lächeln unter Thränen, abschließt.

Die erste Reihe von Ermahnungen zu weisem Verhalten empfiehlt Resignation nach allen Seiten hin; sehr angemessen, nachdem unmittelbar vorher gezeigt ist, wie sehr der Mensch seine Ansprüche an das Leben, seine Hoffnungen auf Glück zu beschränken habe. Nach einem sehr kunstvoll gebauten Liede, in welchem Nichtsein dem Dasein, Trauer der Freude, heilsame Zurechtweisung dem gedankenlosen Jubel, Betrachten dem Begehren, Geduld dem Hasten vorgezogen wird (VII 1—6, VI 9, VII 7—9), folgen Mahnungen, die Leiden wie die Freuden des Lebens als dessen unerläßliches Pensum ohne Murren hinzunehmen (VII 10, 13—14), sich sogar vor gefahrbringenden Uebertreibungen der Gerechtigkeit und Weisheit zu hüten (VII 15—18), obgleich

die wahre Weisheit, ja notwendig zugleich Mäßigung, den sichersten Schutz gewähre (VII 19, 11—12), auch nicht allzuviel Achtung und Schonung von Anderen zu verlangen (VII 21—22, 20). Vielmehr solle man, fern von selbstgefälligem Vertrauen auf die eigene Kraft und Einsicht, den Wert des Zusammenwirkens mit Anderen schätzen, der Gemeinschaftlichkeit, welche in allen Lebenslagen Förderung, Trost und Hilfe biete (IV 9—12), während der sich gegen guten Rat abschließende Eigenwille zum Verderben führe (IV 13—16).

Die Mahnung zur Gottesfurcht, der eigentlichen Grundlage der Weisheit, zieht ehrerbietigen Gehorsam gegen den Willen Gottes den Opfern vor (IV 17), warnt vor andachtsloser Wortmacherei beim Gebete (V 1—2), unbedachten Gelübden (V 3—5) und willkürlichen religiösen Speculationen (V 6).

Der Wert unermüdlicher, ebenso unternehmender wie wolüberlegter, Thätigkeit wird zunächst durch Vergleichung einer das Land durch Schwelgerei und Indolenz ruinierenden Regierung mit einer für das allgemeine Beste besorgten in das rechte Licht gestellt (V 7—8, X 16—20), dann aber auch dem Privatmanne geraten, vor kühnen, weitausschauenden Unternehmungen nicht zurückzuschrecken, doch auch vorsorglich die Möglichkeiten des Gelingens zu vervielfältigen, da uns die Zukunft verschloßen bleibe (XI 1—6, 4, 5).

An diesen letzten Gedanken anknüpfend bemerkt nun Koheleth, er habe zwar bei seinem Streben, die Rätsel

des Daseins zu lösen, kein befriedigendes theoretisches Resultat gefunden, wol aber ein sehr wichtiges practisches, nämlich die Gefährlichkeit des Weibes; das weibliche Geschlecht habe noch allgemeiner als das männliche die dem Menschen von Gott verliehene Rechtbeschaffenheit in raffinierte Verkehrtheit verbildet. So empfiehlt er Besonnenheit, die letzte von ihm erörterte Bethätigung der Weisheit, zunächst als kreusche Vorsicht gegenüber dem Weibe (VII 23—29), dann als loyale Gelaßenheit gegenüber dem Herscher, wo sie vor schweren Unglücksschlägen bewahre (VIII 1 - 4, X 2 – 7), endlich als umsichtige Wahl geeigneter Mittel und richtiger Zeit in allen Lebensverhältnissen, da sich die Weisheit beim Handeln wie beim Reden vor Allem dadurch offenbare, daß man vorsichtig, vorbereitet und bereit sei (X 8 – 14ª, 15).

Da eine Warnung vor vielem Reden vorhergegangen ist, läßt nun auch der Verfaßer den letzten Abschnitt seiner Lebensregel folgen, worin er das zweite von seiner Kritik verschont gebliebene relative Gut, den Lebensgenuß, empfiehlt. In Anbetracht der Ungewissheit des Menschen über seine Zukunft und der trüben Aussichten, welche sich ihm nach dem Tode eröffnen (X 14ᵇ, IX 3 6), sei es am besten, das kurze Leben als ein Geschenk Gottes heiter, aber thätig zu genießen (IX 7—10, XI 7— 8); insbesondere möge sich dies der Jüngling gesagt sein laßen, ehe die flüchtige Morgenröte der Jugend dem Alter und dem Tode, diesen un-

erbittlichen Zeugen für die Nichtigkeit aller Dinge, gewichen sei (XI 9—XII 8).

Die Ausführungen Koheleth's, welche in der obigen Uebersicht nach ihrer ganzen Schärfe, ohne jede Verwäßerung oder Umbiegung wiedergegeben sind, haben von jeher ebensosehr zu unbegründeten Angriffen, wie zu willkürlichen Verteidigungen Anlaß gegeben. Der Vorwurf des Pessimismus im eigentlichen Sinne ist jedenfalls ungerecht, da Koheleth das Dasein eines persönlichen Gottes auf das bestimmteste anerkennt; es könnte also nur von einem relativen Pessimismus die Rede sein, insofern dem Dasein des Menschen, welcher ja ohnehin als Geschöpf keinen Anspruch auf Glück zu erheben hat, ein wahrer und bleibender Wert abgesprochen werde. Freilich würde auch dies zu weit gehn; denn mit Recht sagt Haneberg: „Daß Alles eitel sei, was der Mensch sehen, genießen, empfangen und thun kann, ist nicht richtig. Die Werke der Barmherzigkeit, die Opfer der Tugend, die Sorge für die Veredlung der Seele, die Uebungen der Gottesfurcht sind nicht eitel. Die fromme und rechtgläubige Lehre von der Eitelkeit der Welt bezieht sich bloß auf jene oberflächliche Erscheinung der Welt, in welcher die Genußsucht und Gottvergeßenheit vergeblich die volle Befriedigung sucht." Aber das Nichtigkeitsurteil Koheleth's über das menschliche Dasein ist kein unbedingtes; zwei Güter erkennt er demselben wenigstens bis auf einen gewissen Grad zu, nämlich Weisheit, wozu er in erster Linie

Gottesfurcht und Gerechtigkeit rechnet, und den heiteren, aber mit treuer Berufserfüllung verbundenen, Genuß des Lebens als eines göttlichen Geschenkes. Für das Mißliche des Daseins macht er nicht Gott verantwortlich, welcher vielmehr alle Dinge zu ihrer Zeit schön und insbesondere den Menschen gerade geschaffen habe (III 11, VII 29), sondern einerseits die endliche Beschränktheit der Menschen, vermöge deren sie diese jeweilige richtige Zeit nicht zu treffen wißen, andererseits ihre freiwillige Abwendung von der ursprünglichen Rechtbeschaffenheit zu ränkevoller Verkehrtheit. Die Bemängelung dessen, was der Mensch hat, weiß und kann, entspricht in der Hauptsache auch der christlichen Weltanschauung, insofern hier irdische, dem wahren Heile oft gefährliche, Güter und Genüße als nichtig hingestellt werden, der zu stolzer Selbstüberhebung so geneigte menschliche Geist auf die engen Schranken seiner Erkenntnis aufmerksam gemacht wird, die verderblichen Wirkungen der Sünde zu Tage treten, und die häufige Erfolglosigkeit des verständigsten und tüchtigsten Strebens zu demütiger Selbstbescheidung führen kann. Bedenklicher scheint es, daß auch die religiös-sittliche Gesinnung und Lebensrichtung als irrelevant für das irdische Geschick des Menschen bezeichnet[1]) und so einigermaßen unter das Nichtigkeitsurteil mit

[1]) Doch fehlt es auch nicht an Stellen, welche eine wenigstens theilweise Vergeltung im Diesseits voraussetzen; so II 26 (wenn hier chôde' in seiner gewöhnlichen Bedeutung „Sünder" zu nehmen ist), VII 17, V 5, VII 26.

einbegriffen wird. Aber gerade bei Erwähnung dieses peinigenden Rätsels, der Incongruenz zwischen Verdienst und Lohn, weist Koheleth nachdrücklich auf die Möglichkeit einer Lösung hin, welche der für uns undurchdringliche Weltplan Gottes bieten könnte (VIII 17). So verhält es sich in der That; die düstersten Schatten, welche seine Weltanschauung auf das diesseitige Leben wirft, rühren von der Wolke her, die ihm das zukünftige verhüllt. Alles, was er über die Nichtigkeit und das Elend des irdischen Lebens sagt, bleibt wahr und kann nur von einem oberflächlichen Optimismus geleugnet werden; aber es wird von dem Christen nicht mehr so schmerzlich empfunden, da es in der Hoffnung auf die himmlische Seligkeit ein für alle Leiden des Diesseits entschädigendes Quietiv gefunden hat. Die ganze aus dem vermeintlichen Pessimismus Koheleth's entnommene Schwierigkeit reduciert sich also auf die nachher zu erörternde Frage, wie er die jenseitige Vergeltung habe ignorieren oder als problematisch hinstellen können.

Zwei andere Vorwürfe, nämlich die des Scepticismus und des Determinismus, werden durch die Einsicht in den Ideengang des Verfaßers, welche die wiedergefundene ursprüngliche Textfolge ermöglicht, von selbst hinfällig. Koheleth kann kein Sceptiker sein, nicht nur, weil er die Fähigkeit des menschlichen Geistes, bis auf einen gewissen Grad die Wahrheit zu erkennen, und den verpflichtenden Charakter der Offenbarungsreligion bei jeder Gelegenheit factisch anerkennt, sondern vor

allem, weil das von ihm behandelte Problem die Erreichbarkeit eines bleibenden Gutes für den Menschen ist, keineswegs die Beschaffenheit unserer Erkenntnis. Die Kritik der letzteren soll nur zeigen, daß auch sie den Menschen nicht glücklich machen könne, weil sie ihm fast nur Unerfreuliches vor Augen stelle, allerdings auch, weil sie nicht den ganzen Weltplan, sondern nur zusammenhangslose Bruchstücke desselben durchschaue, wozu gerade die für sein Glück wichtigste Frage nach einem wahren Gute für ihn (VI 12), insbesondere nach seinem jenseitigen Geschicke, nicht gehöre (III 21, X 14). So würde also wieder nur hinsichtlich des Unsterblichkeitsglaubens von scheptischen Anwandlungen Koheleth's, obgleich, wie sich später zeigen wird, mit Unrecht, gesprochen werden können.

Wo möglich noch weniger liegt die Erörterung des Determinismus in dem Gedankenbereiche des Predigers. Es kommt ihm gar nicht darauf an, festzustellen, ob der Mensch frei oder unfrei handele, sondern daß sein Streben nach Glück überall von der höheren Macht einer unverbrüchlichen, unberechenbaren und unüberwindlichen Weltordnung ohne Möglichkeit eines Widerstandes durchkreuzt werde. Nur diesen hoffnungslosen Conflict des individuellen Glückseligkeitsdranges mit dem Causalzusammenhange hat er im Auge, wenn er sagt, es sei vorausgewust, was ein Mensch sein werde (VI 10); und selbst IX 1 streift der Gedanke, der Mensch könne weder Liebe noch Haß im voraus wißen, nicht die Frage

der Willensfreiheit, ſondern will nur andeuten, wie die Macht der veränderten Umſtände ſogar die Empfindungen und Entſchlüſſe des eigenen Herzens in einer von ihm früher für unmöglich gehaltenen Weiſe umzugeſtalten vermöge.

Etwas mehr Schein hat der Vorwurf des Epicureismus, der Schätzung des ſinnlichen Genuſſes als des verhältnismäßig wertvollſten Gutes, da wiederholt eſſen, trinken und ſich glücklich thun[1]) als das einzige einigermaßen Gewinnbringende für den Menſchen bezeichnet wird, einmal ſogar (VIII 15), freilich nur mit wehmütigem Scherze, faſt wie im Gegenſatze zu der Gottesfurcht, welche ihre Getreuen nicht immer freundlich und wolthuend durch das Leben geleite, ſondern ſie deſſen Conflicten rückſichtslos preisgebe. Aber, abgeſehen davon, daß außer dem Lebensgenuſſe auch der Weisheit (Gottesfurcht) ein relativer Wert zuerkannt wird, ſind die Empfehlungen der Freude am Leben offenbar mit einer ſtarken Doſis von Ironie verſehen, die namentlich in III 22, wo der ganze Zuſammenhang nahelegt, wie

[1]) Sehr characteriſtiſch für Koheleth iſt es, daß er faſt nur auf dieſe Genüſſe exemplificiert, während er das ſexuelle Gebiet kaum ein- oder zweimal, und da in der ernſteſten, zurückhaltendſten Weiſe, berührt. Dieſe Erſcheinung beruht wol nicht nur auf ſeiner hohen ſittlichen Würde und Reinheit, ſondern auch darauf, daß er ſelbſt, als kinderlos und ſcharfer Kritiker des weiblichen Geſchlechtes, auf die Ehe verzichtet zu haben ſcheint.

wenig Urſache zur Freude vorhanden ſei, mit wahrhaft erſchütternder Tragik hervortritt. Von den beiden Extremen ſeiner Lebensauffaßung, dem weltverneinenden und dem weltbejahenden, von welchen jenes im Anfange (VII 1 ff.), dieſes am Ende (IX 7—10, XI 7 ff.) des ethiſchen Theiles ſeinen Brennpunkt hat, kommt ihm ſichtlich das weltflüchtige, den Tod, die Trauer und das begehrungsloſe Schauen vorziehende, weit mehr von Herzen; die Mahnungen zur Lebensfreude dröhnen dumpf wie aus dem Grabe hervor, fanden ſchwerlich im Herzen des Mahners ſelbſt ein Echo und gelten wol mehr der etwas Greifbares verlangenden und für ſeine erhabene Reſignation unempfänglichen Maſſe. Uebrigens enthalten ſie nicht das mindeſte ſittlich Bedenkliche, da überall nur erlaubte, weil von Gott verliehene und von Ihm genehmigte (vgl. beſonders V 18—19, IX 7), Genüße empfohlen werden, und die thörichte oder ſündhafte Freude wiederholt ausdrücklich bekämpft wird; zudem ſoll der heitere Lebensgenuß mit gewißenhafteſter Pflichterfüllung verbunden ſein (IX 10) und ſcheint überhaupt mehr die zufriedene, fröhliche Geſinnung, die Genußfähigkeit, zu bezeichnen. Daß die weit höheren und edleren Freuden der Gemeinſchaft mit Gott nicht nachdrücklicher hervorgehoben werden, rührt theils von dem eigentümlichen Character Koheleth's her, welcher den leiſeſten Schein conventioneller Redensarten ſorgfältig meidet und ſeine innerlichen Beziehungen zu Gott nicht durch Schauſtellung profanieren mag, theils von ſeiner

Ungewissheit über die ewige Fortdauer und damit auch über die Belohnung jener Gemeinschaft, deren Wert als bleibendes, absolutes Gut mithin für ihn unbeweisbar war.

So werden wir von allen Seiten auf Koheleth's unvollständige Einsicht in die Geheimnisse des Jenseits als auf die eigentliche Ursache alles Befremdlichen in seinem Buche hingewiesen. Es ist nun gewiss unzulässig, ihm durch exegetische Gewaltmittel eine correct ausgebildete Eschatologie unterzuschieben und damit die trostlosen Klagen und die Ratlosigkeit über unser jenseitiges Geschick durch subtile Distinctionen in Einklang zu bringen; dadurch würde man sein Buch nur jeder inneren Wahrheit berauben und geradezu unverständlich machen. Vielmehr muß anerkannt werden, daß er an der älteren hebräischen Anschauung vom Jenseits festhält, wonach die Seele zwar nach dem Tode fortbesteht, aber in schattenhafter, unlebendiger, unerfreulicher Weise. An Stellen, wie IX 5—6, 10, könnte man sogar ein Aufhören des Bewusstseins vorausgesetzt finden; doch sollen sie wol nur den Abstand dieses Schattendaseins gegen das thatkräftige Erdenleben recht scharf ausdrücken. Diese Vorstellung vom Scheol (Hades) gleicht einem unausgefüllten Rahmen, welcher einstweilen wenigstens die Vernichtung der Seele ausschließt und für jeden künftigen Fortschritt der eschatologischen Erkenntnis freien Raum vorbehält. In den Offenbarungsurkunden war sie zulässig, da ihr positiver Gehalt, die ungünstigere Situation der Verstorbenen gegenüber den Lebenden, vor dem Er-

Lösungswerke Christi dem wirklichen Sachverhalte entsprach, und ihre unleugbare Unvollständigkeit ebenso wenig befremden kann, als derselbe Mangel in der alttestamentlichen Faßung so mancher anderen Glaubenswahrheiten. Gott hat den Unsterblichkeitsglauben Seinem Volke nicht als toten Lehrsatz hingestellt, sondern sich innerlich aus dessen religiösem Bewußtsein entwickeln und vervollkommenen laßen, theils aus dem Gefühle der Notwendigkeit, daß das Leben des Frommen mit Gott nicht durch den Tod vernichtet werden könne, sondern die Bürgschaft ewiger Dauer in sich trage, theils als Folgerung aus der Vergeltungslehre, deren unvollständige Bewahrheitung im Diesseits durch die Erfahrung festgestellt ward und eine Ergänzung im Jenseits forderte. Diese Dissonanz zwischen Verdienst und irdischem Lohn forderte um so gebieterischer eine Lösung, je mehr der Mensch als Individuum, losgetrennt von der nationalen Gemeinschaft, bei deren Belohnung oder Bestrafung sich die ältere Anschauung im Notfalle beruhigen konnte, aufgefaßt ward; und daher wird gerade bei dem späten Koheleth (wie allerdings früher schon bei Job, wo das Problem niedergeschlagen wird, und in einigen Psalmen, die dann auch die befriedigende Lösung finden) die Frage nach dem Unglücke der Gerechten und dem Glücke der Frevler so acut. Daß er die zu seiner Zeit schon aufgestellten Vermutungen über eine jenseitige Ausgleichung zuweilen unerwähnt, zuweilen dahin gestellt sein läßt, wenn auch nie bestreitet, kann nicht als Irrtum

bezeichnet werden, da jene Vermutungen gewiß, wie bei Josephus, mit viel Falschem gemischt waren und jedenfalls noch klarer Bestätigung durch göttliche Offenbarung entbehrten, auch der Verfasser wiederholt die Möglichkeit einer Lösung der Lebensrätsel durch Aufschlüsse über das Geschick des Menschen nach dem Tode offen hält.

* * *

Da diese Erklärung des Buches Koheleth nur für den Nichtexegeten alles zum unmittelbaren Verständnisse Notwendige beibringen, für den Exegeten aber, unter Voraussetzung der ganzen bisherigen Auslegungsarbeit, nur meine neuen Resultate möglichst kurz darlegen und begründen soll, so verweise ich für alle durch diese Resultate nicht veränderten Fragen der Gesammtauffaßung und Einzelerklärung unseres Buches auf den ausführlichen und gründlichen Commentar von Delitzsch, in welchem namentlich das Neuhebräische und jüdisch Aramäische mit bekannter Stoffbeherschung zur Auslegung herangezogen ist[1]).

---

[1]) Es sei hier einiges Sprachliche zusammengestellt, hinsichtlich dessen ich von Delitzsch abweiche: hakhšēr X 10 und kišrôn II 21, IV 4 (in V 10 dürfte statt dessen jitharôn zu lesen sein) scheint „Anstrengung, Fleiß" zu bedeuten; so ist bei Ephrem (Carm. Nis. II 164) kaššārā das Gegentheil von eh'bannānā. In II 3 soll die falsche Lesart limšokh „ziehen" bedeuten, wie ihr Gegenstück nôheg beweist; an den von Delitzsch für die vermeintliche Bedeutung „laben"

Zur Bestätigung des auf S. 27 über die eingestreuten poetischen Bestandtheile Bemerkten laße ich schließlich diese Einlagen hier sämmtlich in rhythmischer Transcription folgen, mit Ueberschriften, welche zeigen, wie sie auch außerhalb ihres Prosazusammenhanges als durchaus selbständige Sprüche oder Lieder bestehen können.

Ewiges Einerlei im ruheloſen Wechſel. I 7—8.

Kol hánn'chalím hol'khím -l jam,
V'hajjám enánnnu málе';
-L maqóm, š'hann'chálim hól'khim,
Šam hém šabím lalákheth.

Kol hádd'barím jegé'im,
Lo' júkhal íš ledábber;
Lo' thióba' 'ájin lír'oth,
V'lo' thímmalé' ozn míšš'mo'.

---

angeführten Stellen iſt gar nicht von „laben mit Waßer", ſondern von „lenken wie Waßerbäche" die Rede; vgl. hamšâkha „Waßerleitung" (Temura 12b). In II 8 ſpreche man šada v'šadôth „im Ueberfluß und Ueberſchwang" aus; vgl. arab. mâl vaamvâl. Unſchön findet man in šachărûth XI 10 die Zeit des ſchwarzen Haares ſtatt der Morgenröte. In X 18 hat šiflûth allein ſchon die Bedeutung „Trägheit", auch ohne den Zuſatz jadajim, der vielleicht Gloſſe zu der falſchen Lesart ba'âçaltajim iſt; vgl. šaflûthâ (Carm. Nis. LV 77, LXI 25) und šaflâ ſynonym mit rafjâ (C. N. XI 45.)

Weltdefizit. I 15.

M'ʿuvváth lo' júkhal líthqon,
Vechésron ló' l'himmánoth.

Je mehr Weisheit, deſto mehr Schmerz. I 18.

Berób chokhmá rob káʿas;
V'josíf daʿt, jósif mákh'ob.

Nichtigkeit der Freude. II 2.

Lis'chóq amárti: m'hólal;
Ul'símcha: mázzo ʿósa?

Beſitz Hinderuis des Genuſſes. V 9.

Ohéb kasp ló' jisbáʿ kasp;
V'mi -héb b'hamón, lo' th'búa.

Keine wahre Befriedigung im Genuſſe. V' 7.

Kol ʿmál haádam l'fihu;
V'gam hánnafš ló' thimmále'.

Trägheit verderblich. IV 5.

Hakk'síl chobéq eth jádav,
Veókhel éth besáro.

Vorzug der Weisheit. II 14

Hächákham ʿénav b'róšo,
V'hakk'síl bachóšekh hólekh.

Bedingtheit menſchlichen Geſchickes. VIII 8.

En ádam šálliθ báruch,
V'en šilθon b'jóm hammáveth;
V'en míšlacht bámmilcháma,
V'lo' j'málleθ ʿóšr eth b'ʿálav.

Die Weisheit verachtet und gehemmt. IX 16—X 1.

θobá chokhmá migg'búra,
V'chokhmáth hammísken b'zúja;
Dib'ré ch'khamím benáchath,
V'zaʿqáth mošél bakk'sílim.

θobá chokhmá mikk'lé q'rab,
Vechéθ' áchád jeábbed;
Z'bub méth jabbíʿ šamn róqech,
Sikhlúth mʿaθ θóba hárbe.

Beſſeres. VII 1—6, VI 9, VII 7—9.

θob šém miššámen jáqar,
θobá chokhmá mikkábod;
θob lo' h'joth -dám meh'jótho,
V'jom hámmavt míjjom húlladt.

θob lálakht él beth ébel,
Millákheth él beth míštâ;
B'-šer hú' sof kól haádam,
V'hachái jittén el líbbo.

Ɵob ká'ṣ laádam míɔɔ'choq;
Ki b'ró' paním jiƟáb leb.
Leb chákhamím b'beth ébel,
Veléb k'silím b'beth ɔímcha.

Ɵob líšmo' gá''rath chákham,
Meíš šomé' šir k'sílim;
K'qol hássirím tacht hássir,
Ken ɔ'chóq hakk'síl, gam zā habl.

Ɵob r'óth 'enájm meh'lókh nafš;
Gam zā habl úre'úth ruch.
Ki há'ošq j'hólel chákham,
Viábbed -th léb mattána.

Ɵob -ch'ríth dabár meróšo;
Ɵob ārekh rúch migg'báh ruch.
Al t'báhel b'rúch'kha líkh'os!
Ki khá'ṣ b'cheq k'sílim jánuch.

Weisheit der beſte Schutz. VII 11—12.

Ɵobá chokhmá 'im náchla,
V'jothér l'roé haššámeš;
Ki b'çél chokhmá b'çel hákkasp,
V'chokhmá t'chajjä b''alāha.

Allgemeine menſchliche Schwäche. VII 20.

Adám en çáddiq báarç,
'Šer já'ɔāƟƟób v'lo' jéchƟa'.

Lippengebet. V 2.

Ba' háchalóm b'rob ʿínjan,
V'qol k'síl berób debárim.

Schädlichkeit ſchwelgeriſcher und indolenter Fürſten. X 16—20.

I lákh, arç, š'málkekh náʿar,
V'ɔarájk babbóqr jokhélu!
-Šrekh, árç, š'malkékh ben chórim,
V'ɔarájk baʿéth jokhélu!

B'ʿaçlúth jimmákh hamm'qárā,
Ub'šífluth jídlof hábbajt;
Lachm v'jájin j'ɔámmach chájjim,
V'hakkásp jaʿnā eth hákkol.

Gam b'máddaʿ'khá -l t'qallél malk,
-B'chad'ré miškáb'kha ʿášir!
Ki ʿóf šamájm jolíkh qol,
V'baʿl k'náfajm jággid dábar.

Empfehlung unermüdlicher Thätigkeit. XI 6.

Babbóqr z'raʿ éth zaʿākha,
V'laʿárb -l tannách jadākha!

Warnung vor zögernder Ueberängſtlichkeit. XI 4.

Šomér ruchóth lo' jízraʿ,
V'roʿā b'ʿabím lo' jíqçor.

Besonnenheit und Trotz, namentlich im öffentlichen Leben.
VIII 1—4, X 2—3.

Chokhmáth -dam táir pánav,
Veʿóz panáv ješúnnä.
Hächákham pí malk šómer,
V'ʿal díbrath š'búʿath 'lóhim.

ʿAl táʿmod bédabár raʿ!
Ki kól, 'šer jáchpoç, jáʿσä.
Ba'šér d'bar mälekh šílϑon;
V'mi jómar ló: mattáʿσä?

Leb chákham líjemíno,
Veléb kesíl liσ'mólo;
V'gam báddark líbbo cháser,
V'amár lakkól: sakhál hu'.

Verkehrte Welt. X 6—7.

Nittán hassákhl bim'rómim,
Vaʿ'šírim b'šéfl ješébu;
Raíth- ʿ'badím ʿal súsim,
V'σarím hol'khím ʿal háarç.

Empfehlung vorsichtiger Ueberlegung in Wort und That.
X 10—15.

-M qehä habbárzäl, j'gúbbar;
Vejíthron hákhšer chókhma.
-M jiššókh hannáchaš b'ló' lachš,
V'en jíthron l'báʿl hallášon.

Dib'ré fi chákham ákh chen,
V'ɔif'thóth kesíl t'ball'ᶜánnu;
T'chilláth dib'ré fiv síkhluth,
V'ach'ríth piv hól'luth ráᶜa.

Ki hákk'sil míjjathr j'mállel,
V'hassákhal járbā d'bárim.
ᶜMal hákk'silím, t'jagg'ᶜánnu,
'Šer lô' jadáᶜ l'lakht él ᶜir!

Aufforderung zum Lebensgenuße. IX 7.

Lekh, 'khól b'ɔimchá lachmākha,
Uš'thé b'leb ϑób jenākha!

Mahnung, die Jugend zu benutzen. XI 9—10, XII 1.

Σ'mach, báchur, b'jál'duthākha,
Viϑíbekhá libbākha;
V'hallékh b'dar'khé libbākha,
Ubémar'é ᶜenākha!

V'hasér kaᶜs míllibbākha,
V'haᶜbér roᶜ míbl'ɔarākha;
Uz'khór eth béerākha
Bimé bechúruthākha!

Allegorie des Alters. XII 1—5.

Jabóu j'mé haráᶜa,
V'higg'ᶜú šaním, en bám chefç;
Techšákh haššámš v'hajjárech,
V'šabú ᶜabím -char hággašm.

Jazú'u šóm're hábbajt,
V'hith'ávv'thu án'še hächajl;
Ubáḏelú haḏḏóch'noth,
V'chaš'khú haróoth b'-rúbboth.

Qol háḏḏachná l'qol çippor,
V'jiššáchu kól b'noth háššir;
Gam miggabóh jaréu,
Vecháthchattím baddărekh.

Allegorie des Todes. XII 6.

Jerátheq chábl hakkäsef,
V'tharúç gulláth hazzáhab;
V'thiššáber kád 'al mábbu',
V'naróç haggálgal -l hábbor.

* * *

Disposition des Buches.

Wert des Daseins.

A) Nichtigkeit seiner vermeintlichen unbedingten Güter.

I) Behauptung.

II) Beweis:

1) für den Besitz und den dadurch ermöglichten Genuß:

a) aus der Störung dieses durch jenen,

b) der Vergänglichkeit des Besitzes,

c) der Bedingtheit der Genußfähigkeit;

2) für die Erkenntnis:

a) aus ihrer Beschränktheit,

b) ihren niederschlagenden Ergebnissen:

α) hinsichtlich der Weltordnung,
β) des menschlichen Lebens und Treibens;
3) für die Weisheit als religiös-sittliche Gesinnung:
a) aus der Nichtbevorzugung des Gerechten im Lebens- und Todesgeschicke,
b) aus seiner häufigen Benachteiligung;
4) für die Weisheit als Klugheit und praktische Tüchtigkeit:
a) aus der Abhängigkeit des Erfolgs von den Umständen,
b) der Schwierigkeit ihrer Geltendmachung,
c) der Leichtigkeit ihrer Paralysierung durch Thorheit.

B) Empfehlung des verhältnismäßig Guten:
I) der Weisheit:
1) als Selbstbescheidung:
a) hinsichtlich der Ansprüche auf Lebensglück,
b) auf den Ruhm vollkommener Gerechtigkeit und Weisheit,
c) auf Achtung und Schonung bei Anderen,
d) auf Unabhängigkeit von deren Rate und Beistande;
2) als Gottesfurcht:
a) durch Warnung vor bloß äußerlichem Opferdienste,
b) vor andachtslosem Gebete,
c) vor unbesonnenen Gelübden,
d) vor willkürlichen religiösen Speculationen;
3) als Betriebsamkeit:
a) im Staatsleben,
b) im Privatleben;
4) als Besonnenheit:
a) gegenüber dem Weibe,
b) der Regierung,
c) allen anderen Lebensverhältnissen;
II) des Lebensgenußes.

Weltanschauung:

Nichtigkeit der vermeintlichen unbedingten Güter.

Ankündigung des Ergebnisses.

1 2 O Nichtigkeit der Nichtigkeiten, spricht der Prediger, o Nichtigkeit der Nichtigkeiten; Alles ist nichtig!
3 Welchen Gewinn hat der Mensch von aller seiner Mühe, womit er sich müht unter der Sonne?
4 Ein Geschlecht geht und ein anderes kommt; nur die Erde bleibt ewig stehn. 5 Die Sonne geht auf und die Sonne geht unter und eilt zurück zu ihrer Stätte, von wo sie aufgeht. 6 Es geht südwärts und kreist nordwärts; immerzu kreisend geht der Wind und zu seinen Kreisen kehrt zurück der Wind.

I 2—11. Koheleth kündigt als Ergebnis seiner Untersuchungen die Nichtigkeit oder Wertlosigkeit des Daseins an, da der Mensch selbst in dem ewigen, ergebnislosen Kreislaufe der Welt spurlos verschwinde, um so weniger also ein bleibendes Gut gewinnen könne.

I 2. Ein Interpolator, welcher im Anfange des Buches thätig war, um Salomo als Verfaßer erscheinen zu laßen, hat vorausgeschickt: „Worte des Predigers, Sohnes David's, Königs zu Jerusalem". Vgl. S. 9.

7 Zum Meer gehn alle Flüße.
Und doch wird nie das Meer voll;
Wohin die Flüße gehen,
Da gehn sie immer wieder.

8 Das All ist stets im Umlauf,
In Wort kann's Niemand faßen;
Nie gönnt's vom Seh'n dem Auge,
Dem Ohr vom Hören Ruhe.

9 Was gewesen, ist dasselbe, was sein wird; und was geschehen, ist dasselbe, was geschehen wird; und es gibt nichts Neues unter der Sonne. 10 Gibt es ein Ding, von dem man sagen möchte: „siehe, das ist neu", — längst war es in den Ewigkeiten, die vor uns gewesen sind. 11 Kein Andenken haben die Früheren, und auch den Späteren, welche noch kommen werden, wird bei denen nach ihnen kein Andenken bleiben.

* * *

12 Ich, der Prediger, 13 richtete mein Herz darauf, alles, was unter dem Himmel geschieht, mit Weisheit aufzusuchen und zu erforschen. Das ist eine leidige

---

I 12—II 2. Vorläufige Abfertigung der vermeintlichen Güter: Wißen, Weisheit und Genuß; zugleich Disposition des kritischen Theiles, dessen Nichtigkeitsbeweise im Anfange jedesmal wörtlich auf die hier vorausgeschickte Ankündigung zurückkommen; vgl. II 3 (nach dem berichtigten Texte) mit II 1, III 10 mit I 13, II 12 mit I 17.

Geschäftigkeit, die Gott den Menschen gegeben hat, um sich damit abzuplagen. 14 Ich sah jegliches Thun, das unter der Sonne geschieht, und siehe, Alles war Nichtigkeit und Haschen nach Wind.

15 Was krumm, kann grad nicht werden,
Der Schaden nicht Gewinn sein.

* * *

17 Da richtete ich mein Herz darauf, zu erkennen Weisheit und Einsicht; 16 und mein Herz sah viel Weisheit und Einsicht, 17 Tollheit und Thorheit. Ich erkannte, daß auch dies Haschen nach Wind ist. 18 Denn:

Wo Weisheit viel, ist Grams viel;
Wer Einsicht mehrt, mehrt Herzleid.

* * *

I 12—15. Ankündigung der Nichtigkeit dessen, was Einer weiß, der nur Unerfreuliches feststellenden Beobachtung und Reflexion.

12. Der Vers lautet jetzt: „Ich, der Prediger, war König über Israel zu Jerusalem".

16—18. Ankündigung der Nichtigkeit dessen, was Einer ist und kann, der Weisheit, welche das Verkehrte in der Welt nur tiefer und schmerzlicher empfinden läßt, ohne doch helfen oder bessern zu können.

16. Der Interpolator hat vorausgeschickt: „Ich redete mit meinem Herzen also: siehe, ich habe große und immer größere Weisheit erworben, mehr als alle, die vor mir über Jerusalem herschten". Vgl. S. 10.

II 1 Ich sprach in meinem Herzen: wolan denn, ich will es mit der Freude versuchen und mir gütlich thun! Aber siehe, auch dies war nichtig.

2 Zum Lachen sprach ich: toll ist's;
Zur Freude: was erreicht sie?

II 1—2. Ankündigung der Nichtigkeit dessen, was Einer hat, des Genußes; hier an das Ende der Dispositiön gestellt, um mit dem im folgenden Abschnitte gegebenen Beweise zusammenzutreffen, daher auch ganz kurz gehalten und mit einer bloßen Behauptung statt des vorläufigen Beweises im Abfertigungsdistichon. Willkürlich hat man bisher diese beiden Verse für die Nichtigkeitserklärung eines wilden, maßlosen Genußlebens im Gegensatze zu dem angeblich von V. 3 an geschilderten raffinierten, maßhaltenden ausgegeben.

Kritik dessen, was man hat.

[3] Ich sann aus, meinem Herzen Freude zu gewähren mit Weisheit und mich an die Thorheit zu halten, bis

---

II 3—III 13. Beweis der Nichtigkeit des Besitzes und des dadurch ermöglichten Genusses, wobei gelegentlich auch andere Güter, die Einer hat, wie Prachtentfaltung, Kunstgenuß, Ehre, Kindersegen, langes Leben, besprochen und als nichtig hingestellt werden.

II 3—11. Koheleth, welcher hier als reich und vornehm, jedoch ursprünglich nicht als Salomo auftritt, schildert, wie er vergeblich, obgleich unter den denkbar günstigsten Bedingungen, nach Befriedigung durch Anhäufen von Reichtum, Anlegung großartiger Bauten und anderer Werke zu Nutzen oder Vergnügen, sowie durch Sinnengenuß gestrebt habe.

II 3. Der Anfang dieses Verses ist später so überarbeitet worden: „Ich sann aus, meinen Leib mit Wein zu ziehen, während mein Herz mit Weisheit lenken sollte, und mich an die Thorheit zu halten". Vgl. S. 10, 45.

7. Am Schluße des Verses ist hinzugefügt: „mehr als alle, die vor mir zu Jerusalem waren".

8. Nach der ersten Vershälfte ist hinzugesetzt: „den Reichtum von Königen und Ländern". Statt der vier letzten Worte meiner Uebersetzung dieses Verses (genauer die „schwere

daß ich sähe, was den Menschen gut sei zu thun während ihrer kurzen Lebenstage. 4 Ich unternahm große Werke, erbaute mir Häuser, pflanzte mir Weinberge, 5 richtete mir Gärten und Lusthaine ein, die ich mit Bäumen von allerlei Frucht bepflanzte; 6 ich legte mir Teiche an, um daraus den bäumesproßenden Wald zu tränken. 7 Ich erwarb Sklaven und Sklavinnen, auch im Hause geborene hatte ich; auch ward mir viel Besitz an Rindvieh und Kleinvieh. 8 Ich häufte mir auch Silber und Gold auf; ich verschaffte mir Sänger und Sängerinnen, und die Wonnen der Menschen in Hülle und Fülle; 9 auch meine Weisheit blieb mir. 10 Und nichts, was meine Augen begehrten, versagte ich ihnen, nicht enthielt ich meinem Herzen irgend eine Freude vor; sondern mein Herz hatte Freude von aller meiner Mühe, und dies war mein Anteil von aller meiner Mühe.

Menge" oder vielleicht beßer mit Veränderung der Aussprache „im Ueberfluß und Ueberschwang") erklärt man gewöhnlich: „Herrin und Herrinnen". Diese im Sprachgebrauch durchaus unbegründete Erklärung wäre allerdings unvermeidlich, wenn Koheleth für Salomo gelten wollte. Da aber seine ganze salomonische Ausstattung, wie gezeigt, einem späteren Interpolator angehört, während der wirkliche Koheleth nicht nur in der Besprechung solcher Dinge die gröste Zurückhaltung beobachtet, sondern sich auch ausdrücklich als alleinstehend und kinderlos bezeichnet, so kann sie nicht mehr in Betracht kommen. Vgl. S. 46.

9. Diesem Verse ist jetzt vorgesetzt: „Und ich ward groß und nahm zu mehr als alle, die vor mir zu Jerusalem waren".

11 Da wandte ich mich hin zu allen meinen Werken,
die meine Hände gemacht hatten, und zu der Mühe,
womit ich mich dabei abgemüht; und siehe, Alles war
Nichtigkeit und Haschen nach Wind, und keinen Gewinn
gibt es unter der Sonne.

* * *

V 9 Wer Geld liebt, wird nicht Gelds satt;
Besitzgier hält Genuß fern.

Auch dies ist nichtig.

10 Wo sich Gut mehrt, mehren sich auch, die es
aufzehren; und was hat der Besitzer davon außer dem
bloßen Zusehen?

11 Süß ist der Schlaf des Arbeiters; aber den
Reichen läßt sein Reichtum nicht ruhig schlafen.

V 9—16. Beweis der Nichtigkeit des Reichtums, da die Sorge um seine Erwerbung und Bewahrung dem Lebensgenuße, als dessen Beförderungsmittel er doch allein Wert haben könne, geradezu im Wege stehe (9), die Früchte desselben durch den standesgemäßen Aufwand des Reichen zu Gunsten Anderer absorbiert würden, so daß für diesen selbst nur das Eincassieren, das Zusehen bei der Verteilung (10), allerdings auch noch die stete Angst vor dem Verluste, übrig bleibe (11). Schätze, welche so dem Besitzer nur Mühe, Sorge und Verdruß, aber keinerlei Vorteil bereiten, seien schließlich mehr ein Unglück als ein Glück für ihn (12); um so mehr, als sie oft schon im Leben durch allerlei Schicksalsschläge (13), jedenfalls aber durch den Tod auf immer verloren gehen (14—16).

V 9. „Des Geldes nicht satt werden" bedeutet hier

12 Es gibt ein arges Uebel, das ich unter der Sonne sah: Reichtum gehütet vom Besitzer zu seinem eigenen Unglücke. [Denn es häuft ihn Einer auf und verbringt dabei alle seine Tage in Sorge, Verdruß, Gram und vieler Mühe, ohne seiner Seele gütlich zu thun;] 13 alsdann geht dieser Reichtum durch einen unglücklichen Zufall verloren, und wenn Jener einen Sohn erzeugt hat, so bleibt dem nichts in der Hand.

15a Aber auch dies ist ein arges Uebel: Ganz so wie er gekommen ist, muß er gehen; 14 nackt, wie er aus Mutterschoße hervorgegangen ist, so muß er wieder fort und trägt nichts davon für seine Mühe, das mitgienge in seiner Hand. 15b Was für einen Gewinn hat er dann davon, daß er in den Wind gearbeitet, 16 auch alle seine Tage in Finsternis, Trauer und vielem Gram, Leid und Zorn verbracht hat?

* * *

17 Siehe, was ich als gut, als schön erkannt habe: daß Einer eße und trinke und sich gütlich thue bei seiner

---

nicht sowol unersättlichen Geiz, als Mangel an wahrer Befriedigung. Ebenso IV 8, da Koheleth sicher über Geiz hoch erhaben war.

12. In eckige Klammern Eingeschloßenes ist von mir nach Vermutung ergänzt. Vgl. S. 11.

V 17—III 13. Beweis der wenigstens relativen Nichtigkeit auch des Genußes. Zwar sei derselbe an sich eine wertvolle, das Mißliche des Daseins vergeßen machende, Gabe Gottes (V 17—19), aber eben als solche nicht zur beliebigen

Mühe, womit er sich abmüht unter der Sonne, während seiner kurzen Lebenstage, die ihm Gott gegeben hat; denn das ist sein Anteil. 18 Auch ist für jeden Menschen, dem Gott Reichtum und Schätze verliehen hat, eben dies, daß Er ihn ermächtigt, davon zu genießen und seinen Theil hinzunehmen und sich zu freuen bei seiner Mühe, eine Gabe Gottes. 19 Denn nicht viel wird er dann an seine Lebenstage denken, da Gott der Freude seines Herzens zustimmt.

VI 1 Es gibt ein Uebel, das ich unter der Sonne sah, und schwer lastet es auf dem Menschen: 2 daß Gott Einem Reichtum, Schätze und Ehre gibt und ihm nichts, was seine Seele begehren könnte, mangeln läßt, ihn aber nicht ermächtigt, davon zu genießen; sondern ein Fremder genießt es. Auch dies ist Nichtigkeit und ein arges Uebel. 3 Wenn ein solcher auch hundert Söhne erzeugte und

---

Verfügung des Menschen stehend und oft dem über alle Vorbedingungen dazu Verfügenden versagt (VI 1—6), ja im Grunde überhaupt mehr Illusion als wahres Gut (VI 7); bei alledem immerhin das Annehmbarste, was uns das Leben biete (III 9, 12—13).

V 19. Ein von Gott zum heiteren, sorglosen Genuße des Lebens Zugelaßener würde in der Freude über dies relative Gut die auch für ihn bleibenden finsteren Seiten des Lebens, namentlich dessen rasche Vergänglichkeit, weniger beachten und so durch eine Art von Illusion glücklich sein.

VI 3—5. Die Fehlgeburt hat vor jenem nur scheinbar Glücklichen wenigstens absolute Ruhe, Freibleiben von Leiden, voraus; ein negatives Gut, aber beneidenswert, da der

viele Jahre lebte und hochgestellt wäre in seinen Lebenstagen, aber seine Seele könnte sich nicht an dem Glücke sättigen, so sage ich: die Fehlgeburt ist besser daran als er. [4] Denn in Nichtigkeit kam sie und in Finsternis geht sie, und mit Finsternis bleibt ihr Name bedeckt; nicht einmal ein Grab ward ihr. [5] Auch hat sie die Sonne nicht geschaut noch gekannt; mehr Ruhe hat Diese als Jener. [6] Ja wenn Einer auch ein Jahrtausend zweimal durchlebt hätte, es wäre ihm aber nicht wol zu Mute geworden, — müßen nicht Alle zu Einem Orte wandern?

[7] Dem Mund dient jede Mühe;
Doch nicht wird satt die Seele.

Mensch so schwer und so selten seines Lebens wahrhaft froh werden könne.

3. Die Textlesart erwähnt hier nur Kindersegen und langes Leben, nämlich: „wenn ein solcher auch hundert Söhne erzeugte und viele Jahre lebte, und wie viele auch seiner Lebenstage wären". Wenn man sie beibehält, dürfte der zu tautologische Zwischensatz „und viele Jahre lebte" als Glosse zu tilgen sein.

6. Auch das längste Leben könne nur durch die innere Befriedigung, welche man während desselben empfinde, einigen Wert erhalten, da es gleich jedem anderen mit dem trostlosen, bleibenden Todeszustande abschließe. Denselben Gedanken führt Jesus Sirach XLI 4 gegen allzu zähes Anklammern an das Leben aus.

7. Aus dem ursprünglichen Zusammenhange ergibt sich, daß dieser Vers allgemeine Giltigkeit haben und dem

III 9 Welchen Gewinn hat der sich Mühende von dem, womit er sich abmüht? 12 Ich erkannte, daß es kein Gut für ihn gebe, als sich zu freuen und sich gütlich zu thun in seinem Leben; 13 aber auch dies, daß Irgendeiner eßen und trinken und sich bei aller seiner Mühe gütlich thun darf, ist für ihn eine Gabe Gottes.

Genuße überhaupt die Eigenschaft eines den Menschen wahrhaft befriedigenden Gutes absprechen soll. Der zweite Stichos ist nach Analogie von IV 8, V 9 zu erklären.

III 12. Da in der zweiten Hälfte dieses Verses und in dem nach dem ursprünglichen Zusammenhange unmittelbar vorhergehenden V. 9 vom Menschen im Singular die Rede ist, so wird dam wol erst nach Zwischeneinschiebung der Verse 10 – 11, in welchen der Plural für denselben Begriff vorwiegt, aus bō entstanden sein.

Kritik dessen, was man weiß.

10 Ich betrachtete das Nachsinnen, welches Gott
den Menschen gegeben hat, um sich damit abzuplagen.
11 Alles hat Er schön gemacht zu seiner Zeit, hat ihnen

III 10—II 26. Beweis der Nichtigkeit dessen, was Einer weiß, sowol der speculativen Versuche, unser rätselhaftes, mißliches Dasein zu begreifen, als auch der bloßen Beobachtung der Erscheinungen in der Welt.

III 10—15. Nichtigkeit der Speculation: dieses Streben, die großen Welträtsel zu lösen, sei allerdings von Gott in die menschliche Natur gelegt, aber von vornherein dazu verurteilt, keine Befriedigung zu finden, da der göttliche Weltplan nie im Ganzen, sondern nur in zusammenhangslosen Bruchstücken erkennbar sei (10—11). Uebrigens eigne sich auch dies Erkennbare keineswegs dazu, uns zu beruhigen und glücklich zu machen; denn es laße uns in eine von höherer Macht unabänderlich bestimmte, für uns unberechenbare Ordnung der Dinge einblicken, in deren Räderwerk wir eingeklemmt seien, um unter Umständen zermalmt zu werden (14), und welche nicht einmal etwas Neues, Beßeres zu Tage fördere, sondern nur das unbefriedigende Alte in ewigem Einerlei trotz ruheloſen Wechsels der Einzelerscheinungen stets erneue (15).

auch in das Herz gegeben, alles Verborgene zu erforschen, ohne daß sie jedoch das Werk, welches Er von Anbeginn bis zu Ende wirkt, ausfindig machen können.

14 Ich erkannte, daß alles, was Gott thut, für ewig ist; man kann nichts dazu hinzuthun und nichts davon hinwegnehmen; und Gott hat es so eingerichtet, daß man sich vor Ihm fürchten muß.

15 Was geworden ist, war schon längst; und was sein wird, ist schon zuvor gewesen; und Gott sucht das Verschollene wieder herbei.

* * *

16 Ferner sah ich unter der Sonne an der Stätte des Rechtes dort den Frevel, und an der Stätte der Gerechtigkeit dort den Frevel. 18 Ich sprach in meinem

---

III 16—IV 6. Nichtigkeit, weil Unerquicklichkeit, der Beobachtung des in den göttlichen Weltplan mit aufgenommenen Treibens der Menschen: man betrübe sich dabei nur über ihre brutale Ungerechtigkeit und Gewalttätigkeit, welche ihr thiergleiches Geschick im Leben und Sterben als ein nur zu wol verdientes erscheinen lasse (III 16—IV 3), sowie über die niedrigen Beweggründe und die ungeduldige Geltendmachung selbst der tüchtigen Leistungen (IV 4—6).

III 16. Nach diesem Verse hat der Verfasser des Nachwortes eingeschaltet: „Ich sprach in meinem Herzen: den Gerechten und den Frevler wird Gott richten; denn eine Zeit gibt es für jedes Ding und für jede Handlung dort". Vgl. S. 7, 8, 12.

III 18—22. Der Excurs über die Gleichheit der Menschen mit den Thieren hinsichtlich der Zufälligkeit ihres

Herzen: es ist um der Menschen willen, daß sie Gott prüfe und zeige, wie sie sind Vieh, sie sich. 19 Denn ein Zufall sind die Menschen, und ein Zufall ist das Vieh, und einerlei Zufall haben sie: wie dieses stirbt, so sterben jene, und gleichen Odem haben sie alle, und einen Vorzug des Menschen vor dem Viehe gibt es nicht; denn Alles ist nichtig. 20 Alles geht an Einen Ort; Alles ist aus dem Staube geworden, und Alles kehrt zum Staube zurück. 21 Wer weiß, ob der Odem des Menschen aufsteigt zur Höhe, oder ob der Odem des Viehes niederfährt hinunter zur Erde?

22 Und ich sah, daß nichts gut sei, als daß sich der Mensch freue in seinem Thun; denn das ist sein

---

Daseins, der Bestimmtheit ihres Seins von außen her, und namentlich ihres Endgeschickes, ist formell eine sarkastische Rechtfertigung dieses Verhältnisses aus dem brutalen Treiben der Menschen, auf welches deshalb in IV 1 zurückgegriffen wird, sachlich aber ein neuer Beweis für die Unerquicklichkeit der durch Betrachtung der Welt gewonnenen Erkenntnisse, weshalb er auch mit Empfehlung der Freude am Leben, als des angesichts der Ungewissheit über unser Schicksal nach dem Tode Angemeßensten, schließt. Koheleth hält sich streng innerhalb der althebräischen Anschauung vom Zustande der Verstorbenen, welche die Seele eben zur Not gegen völlige Vernichtung sicher stellte und einer ausgebildeteren Unsterblichkeitslehre gleichsam freien Raum vorbehielt. Weitergehende Hoffnungen bestreitet er nicht, läßt sie aber als weder durch die Vernunft unanfechtbar bewiesen, noch durch bestimmte göttliche Offenbarungen bezeugt, auf sich beruhen. Vgl. S. 43.

Anteil. Denn wer kann ihm zum Einblicke in das, was nach seinem Tode aus ihm werden wird, verhelfen?

IV 1 Und wiederum sah ich alle Bedrückungen, die unter der Sonne geschehen; und siehe die Unterdrückten weinen, und Niemand tröstet sie; und sie leiden Gewalt von ihren Drängern, und Niemand tröstet sie. 2 Da pries ich die Toten, die längst gestorben sind, glücklicher als die Lebenden, die noch im Dasein weilen; 3 aber glücklicher als beide den noch nicht Geborenen, welcher das böse Treiben unter der Sonne noch nicht gesehen hat.

* * *

4 Und ich sah, daß alle Anstrengung und aller Fleiß im Thun der Menschen nur Eifersucht des Einen gegen den Andern ist; auch dies ist Nichtigkeit und Haschen nach Wind. 5 Allerdings:

Des Thoren Hand im Schoß ruht;
Vom eignen Fleische zehrt er.

6 Aber doch lieber eine Handvoll Ruhe, als beide Fäuste voll Mühsal und Haschen nach Wind!

* * *

IV 4—6. Auch abgesehen von dem empörenden Treiben der mächtigen Unterdrücker kann Koheleth eben nichts Erfreuliches im Leben beobachten. Selbst das scheinbar Beßere, Fleiß und Anstrengung, entspringe fast nur aus selbstsüchtigen, niedrigen Motiven, wie Gewinnsucht, Ehrgeiz oder Neid, und erzeuge eine fieberhafte Concurrenz, die dem Leben Ruhe und Frieden raube und nicht minder verderblich sei als die das Ererbte aufzehrende Trägheit.

7 Und wiederum ſah ich etwas Nichtiges unter der
Sonne: 8 Es gibt einen Alleinſtehenden, der weder Sohn
noch Bruder hat, aber ſich dennoch unaufhörlich abmüht,
ohne ſein Auge an dem Reichtume ſatt werden zu laßen.
Für wen mühe ich mich doch ab und verſage meiner
Seele Gutes? Auch dies iſt Nichtigkeit und leidige
Geſchäftigkeit. II 12b Denn wie wird der beſchaffen ſein,
welcher nach mir kommen und über das vor ihm Er-
worbene verfügen wird? 17 Da lernte ich das Leben
haßen, denn zuwider war mir das Treiben unter der
Sonne; denn Alles iſt Nichtigkeit und Haſchen nach
Wind. 18 Und verhaßt ward mir alle meine Mühe,
womit ich mich abgemüht unter der Sonne, um ſie einem,
der nach mir kommen wird, zu hinterlaßen. 19 Und
wer weiß, ob er weiſe ſein wird oder thöricht? Gleich-
wol wird er Gewalt erhalten über all mein Erarbeitetes,
das ich mir mit Mühe und Weisheit erworben habe

IV 7—II 21. Mit einer faſt humoriſtiſchen Wendung führt Koheleth hier ſein eigenes Verhalten als ein Beiſpiel der Thorheiten an, die man auf Erden beobachten könne. Obgleich nicht Familienvater, ja ganz einſam daſtehend, verſage er ſich doch den von ihm ſelbſt ſo oft gepredigten Lebensgenuß und arbeite ſich unter Aufgebot von viel Verſtand und Mühe raſtlos ab, um einem ihm noch unbekannten, vielleicht dummen oder ſchlechten, Erben ſein Erworbenes zu beliebiger Verderbung oder Vergeudung zu hinterlaßen.

II 17. Es wäre möglich, obgleich weniger wahrſcheinlich, daß dieſer Vers urſprünglich zwiſchen II 16 und III 1 geſtanden hätte.

unter der Sonne; auch dies ist nichtig. 20 Und ich wandte mich ab, mein Herz verzweifeln zu laßen ob aller Mühe, womit ich mich abgemüht unter der Sonne. 21 Denn da gibt es Einen, der seine Arbeit mit Weisheit, Einsicht und Fleiß gethan hat, und einem, der sich nicht darum bemüht hat, muß er sie als Anteil überlaßen; auch dies ist Nichtigkeit und ein großes Uebel.

22 Denn was hat der Mensch von aller seiner Mühe und von dem Sinnen seines Herzens, womit er sich abmüht unter der Sonne? 23 Sind doch alle seine Tage Schmerz, und Gram sein Geschäft, selbst bei Nacht ruht nicht sein Herz; auch das ist nichtig.

* * *

24 Es gibt kein Gut für den Menschen, als daß er eße und trinke und seiner Seele gütlich thue bei seiner

---

II 22—23. Die sich ihm persönlich aufdrängende Erfahrung, daß man nicht einmal den Bestand des durch eigene Tüchtigkeit Errungenen gegen den Unverstand eines Erben sicher stellen kann, begreift Koheleth hier unter das allgemeine Nichtigkeitsurteil mit ein, welches die reflectierende Beobachtung über die Thätigkeit des Menschen fällen müße: sie bereite ihm nur Mühe, Kummer und Unruhe, ohne ihn durch irgend einen wahren Gewinn dafür zu entschädigen.

24—26. So bleibt als das relativ Beste, auch vom Standpunkte der Weltbetrachtung aus, die uns sonst lauter Unerfreuliches vor Augen stellt, wieder nur der, allerdings durch göttliches Belieben bedingte, heitere Lebensgenuß. Diese Bedingtheit der Genußmöglichkeit und Genußfähigkeit durch das besondere Wolwollen Gottes wird hier als (für den nach

Mühe. Doch ſah ich, daß auch dies in Gottes Hand ſteht. 25 Denn wer kann eßen und wer genießen, außer durch Ihn? 26 Denn dem Ihm Wolgefälligen gibt er Weisheit, Einſicht und Freude; aber dem Misfälligen gibt Er Geſchäftigkeit, einzuſammeln und aufzuhäufen, um es dem Ihm Wolgefälligen zu geben; auch dies iſt Nichtigkeit und Haſchen nach Wind.

Glück ſtrebenden Menſchen) nichtig und windig bezeichnet, weil dadurch ſelbſt das relative Gut des Lebensgenußes für den „Misfälligen“ (ſo iſt in V. 26 zu überſetzen, da der Ausſchluß des „Sünders“ vom Glücke ja nur erwünſcht ſein könnte) zunichte wird.

Kritik deſſen, was man iſt.

12a Da wandte ich mich, zu betrachten Weisheit
und Tollheit und Thorheit; 13 und ich ſah, daß die
Weisheit einen Vorzug vor der Thorheit hat, wie das
Licht vor der Finſternis.

14 Des Weiſen Kopf hat Augen;
Der Thor im Finſtern wandelt.

II 12a—VIII 15. Beweis der, wenigſtens relativen, Nichtigkeit deſſen, was Einer iſt, der Weisheit, welche dem Hebräer noch mehr die religiös-ſittliche Geſinnung und Lebensrichtung, als bloße Klugheit und Geſchicklichkeit, bezeichnet.

II 13. Auch Koheleth erkennt als Vorzug der Weisheit vor der Thorheit an, daß ſie den Lebenspfad des Weiſen erleuchtet, ihm die richtige Wertſchätzung aller Dinge und das in jeder Lebenslage zu beobachtende angemeßene oder pflichtgemäße Handeln anzeigt. Es iſt hier ſowol das Licht der Vernunft, als auch die Leuchte des Wortes Gottes, der Offenbarung, gemeint.

14—16. Als abſolutes Gut für den Menſchen kann Koheleth jedoch auch die Weisheit nicht gelten laßen, da ſie den Weiſen nicht vor dem ſchließlichen, ſelbſt ſein Andenken vernichtenden, Todesgeſchicke bewahre, ihn alſo in der Hauptſache um nichts beßer daran ſein laße als den Thoren.

Aber ich erkannte auch, daß Ein Geschick sie alle trifft. 15 So sprach ich denn in meinem Herzen: Wie dem Thoren, so wird es auch mir widerfahren; und wozu bin ich dann so gar weise gewesen? Und ich sprach in meinem Herzen, daß auch dies nichtig sei. 16 Denn dem Weisen wie dem Thoren bleibt kein Andenken auf ewig, da längst in den künftigen Tagen Alles vergessen ist; und wie stirbt der Weise dahin gleich dem Thoren!

* * *

III 1 Alles hat seine Zeit und jedes Ding unter dem Himmel seine Stunde. 2 Es gibt eine Zeit geboren zu werden und eine zu sterben, eine Zeit zu pflanzen und eine Gepflanztes auszureißen, 3 eine Zeit zu töten und eine zu heilen, eine Zeit einzureißen und eine aufzubauen, 4 eine Zeit zu weinen und eine zu lachen, eine Zeit zu klagen und eine zu tanzen, 5 eine Zeit Steine zu werfen und eine Steine zu sammeln, eine Zeit zu umarmen und eine Umarmung zu meiden, 6 eine Zeit zu suchen und eine wegzuwerfen, eine Zeit zu bewahren und eine zu verderben, 7 eine Zeit zu zerreißen und

---

III 1—VIII 8. Ueberhaupt sei der Mensch dergestalt in den unverbrüchlichen Causalzusammenhang des Weltlaufes hineingebannt, daß auch der Weiseste und Beste nichts gegen die Ungunst der jeweiligen Zeitverhältnisse, welche, ohne Rücksicht auf seinen inneren Wert, Erfolg und Geschick bestimmen, ausrichten könne, um so weniger, als ihm deren zukünftige Constellation durchaus unbekannt und unberechenbar sei.

eine zu nähen, eine Zeit zu ſchweigen und eine zu reden,
8 eine Zeit zu lieben und eine zu haßen, eine Zeit des
Krieges und eine Zeit des Friedens. VIII 6 Denn jedes
Ding hat ſeine Zeit und Beſtimmung; [dagegen kann
Niemand aufkommen,] denn das Unheil des Menſchen
laſtet ſchwer auf ihm. 7 Weiß er doch nicht, was ge-
ſchehen wird; denn wer könnte es ihm anzeigen, wie
es kommen wird?

8 Des Sturms iſt Niemand mächtig,
Noch auch der Todesſtunde;
Nicht gibt's im Krieg Entlaßung,
Noch läßt entrinnen Reichtum.

* * *

9 Dies alles habe ich geſehen und mein Herz auf
alles Geſchehen gerichtet, das unter der Sonne vor ſich
geht, zur Zeit, da der Menſch über den Menſchen
herſcht, ihm zum Unglücke. 10 Und da ſah ich Frevler
hochgeehrt, und zwar an heiliger Stätte: aber fort
muſten und vergeßen wurden in der Stadt, die recht-
ſchaffen gehandelt hatten; auch dies iſt nichtig.

VIII 9—14. Außer den Zufälligkeiten des Weltlaufes ſeien die Weiſen und Gerechten noch den Verfolgungen durch glückliche und mächtige Frevler ausgeſetzt, ſo daß Gottesfurcht gleichſam noch eigens beſtraft, Gottloſigkeit belohnt erſcheine; welches Schauſpiel einer verkehrten Welt die große Maſſe an dem Werte und Nutzen der Frömmigkeit irre mache und ihr die Scheu vor der Sünde benehme.

11 Weil das Urteil über die böse That nicht alsbald vollzogen wird, darum finden die Menschen vollen Mut in sich, Böses zu thun. 12 Denn ich weiß sogar, daß manchmal der Sünder von langer Zeit her Böses begeht und dabei lange am Leben bleibt, 13 der Gottesfürchtige aber seine schattengleichen Tage nicht lange macht.

14 Es gibt ein Nichtiges, das auf Erden geschieht: da sind Gerechte, denen es ergeht, wie es den Frevlern gehn sollte, und Frevler, denen es ergeht, wie es den Gerechten gehn sollte. Ich sprach: auch dies ist nichtig.

* * *

16a Als ich mein Herz darauf richtete, Weisheit zu erkennen und das Treiben auf Erden zu betrachten,

---

12—13. Der Verfaßer des Nachwortes hat diese Verse so umgearbeitet: „weil der Sünder von langer Zeit her Böses begeht und dabei lange am Leben bleibt; obgleich ich wol weiß, daß es den Gott Fürchtenden, die sich vor Ihm scheuen, gut gehen wird, daß es aber nicht gut gehen wird dem Frevler, und er seine schattengleichen Tage nicht lange machen wird, weil er sich nicht vor Gott fürchtet". Vgl. S. 13.

VIII 16—IX 3. Indessen auch abgesehen von dieser, doch so häufig vorkommenden, höheren Stufe des Aergernisses aus dem Misverhältnisse zwischen Verdienst und Lohn, zeige sich wenigstens jener Uebelstand, daß nur die jeweilige zufällige Causalverkettung im Weltlaufe, nicht die persönliche Würdigkeit, das Geschick des Menschen bestimme, ganz constant als die Norm alles Geschehens auf Erden. Man möge dies immerhin als ein undurchdringliches Geheimnis der göttlichen Weltregierung betrachten; schlimm sei es jedenfalls

17a da sah ich, daß der Mensch nicht im Stande ist, das ganze Werk Gottes, welches unter der Sonne vor sich geht, ausfindig zu machen. Wie sehr er sich auch mit Suchen abmühe, er wird es nicht finden, 16b selbst wenn er bei Tag und bei Nacht seine Augen keinen Schlaf sehen ließe; 17b auch wenn sich der Weise vornimmt, es zu erkennen, er kann es nicht finden.

IX 1 Denn alles dieses nahm ich mir zu Herzen, und mein Herz sah das alles, daß die Gerechten und die Weisen und ihre Handlungen in der Hand Gottes sind; weder Liebe noch Haß weiß der Mensch voraus, Alles liegt vor ihm.

2 Alles trifft Alle unterschiedslos; einerlei Zufall trifft den Gerechten wie den Frevler, den Reinen wie den Unreinen, den Opfernden wie den nicht Opfernden, den Guten wie den Sünder, den Schwörenden wie den, der sich vor Schwören scheut. 3 Dies ist ein Uebel in allem, was unter der Sonne geschieht, daß einerlei Zufall Alle trifft; deshalb gewinnen auch die Menschen

---

für den Menschen und untergrabe das Ansehen der Frömmigkeit bei dem großen Haufen, welchen nur alsbaldige Strafe im Zaume halte.

IX 1. Hier wird ein besonderer Uebelstand berührt, nämlich die Ungewissheit des Weisen nicht nur über den äußeren Erfolg seines Handelns, sondern auch über seine eigenen zukünftigen Stimmungen und Entschließungen, für die er nie im voraus gut stehn kann, da sie so leicht durch göttliche Fügung oder veränderte Umstände eine ganz andere Richtung erhalten.

vollen Mut zum Bösen, und Tollheit wohnt in ihrem Herzen.

* * *

VIII 15 Da lobte ich mir die Freude, weil es kein Gut für den Menschen unter der Sonne gibt, als zu essen und zu trinken und froh zu sein: und das geleitet ihn bei seiner Mühe in den Tagen seines Lebens, die ihm Gott gegeben hat unter der Sonne.

VIII 15. Auch von dieser Seite her kommt Koheleth schließlich wieder auf Empfehlung der Freude am Leben,' welche den Menschen wenigstens nicht im Stiche laße, als des relativ Besten zurück.

Kritik dessen, was man kann.

IX 11 Ich wandte mich und sah unter der Sonne, daß nicht den Schnellen der Lauf gehört, noch den Helden der Sieg, auch nicht den Weisen Brot, noch den Klugen Reichtum, noch den Wißenden Gunst; sondern Zeit und Zufall trifft sie alle. 12 Denn der Mensch kennt nicht

---

IX 11—VI 12. Beweis der Nichtigkeit dessen, was Einer kann, also der Weisheit, nicht insofern sie als Frömmigkeit und Gerechtigkeit das eigentliche höhere Sein des Menschen ausmacht, sondern insofern sie als Sachkenntnis, Besonnenheit und Geschicklichkeit seine Leistungsfähigkeit in irdischen Angelegenheiten bedingt; daher in der Disposition I 16—18 mit dem vorhergehenden Abschnitte verbunden.

IX 11. Gleichwie der schnellste Wettläufer zufällig stürzen, der tapferste Held ohne seine Schuld besiegt werden könne, so hänge auch der Erfolg im Leben weit weniger von Klugheit und Tüchtigkeit der Leistung, als von den jeweiligen Zeitumständen ab.

12. Der Mensch könne so wenig berechnen, ob seine Unternehmungen mit günstigen Zeitumständen zusammenfallen werden, daß er sogar selbst unversehens von der Zeit des Unheiles oder des Todes betroffen werde.

einmal seine Zeit; gleich den Fischen, welche eingeschloßen werden im bösen Netze, und gleich Vögeln, welche von der Schlinge festgehalten werden, so werden die Menschen verstrickt zur Zeit des Unglückes, wann es plötzlich über sie hereinbricht.

* * *

13 Auch dies sah ich unter der Sonne als Weisheit, und groß schien sie mir: 14 Es war eine kleine Stadt, und wenig Krieger darin, gegen die zog ein großer König, schloß sie ein und errichtete wider sie hohe Belagerungstürme. 15 Da fand er in ihr einen armen Weisen, welcher die Stadt durch seine Weisheit rettete; aber nachher gedachte Niemand dieses Armen. 16 Da sprach ich:

IX 13—X 1. Ein von Koheleth erlebtes, übrigens unbekanntes, Ereignis, Undank der Mitbürger gegen einen Armen, dessen Weisheit seine belagerte Stadt gerettet hatte (IX 13—15), veranlaßt ihn zu Bemerkungen darüber, wie schwer sich die Weisheit unter den Menschen zur Geltung bringen laße (16—17) und wie leicht sie durch Thorheit paralysiert werde (IX 18—X 1). Was ihm groß (wichtig) schien, ist natürlich nicht die Weisheit jenes Armen, sondern die aus ihrer Nichtbeachtung gewonnene Ueberzeugung von der Schwierigkeit, die Weisheit zur Geltung und zu erfolgreicher Wirksamkeit zu bringen.

IX 16—17. Der Rat des Weisen finde bei der Masse der Menschen nicht leicht Anklang, weil ihm gewöhnlich Rang und Reichtum, immer die dummdreist sich vordrängende Zuversicht des Thoren fehle. Vgl. S. 14.

Mehr nützt als Stärke Weisheit.
Doch wer schätzt sie am Armen?
17 Der Weisen Wort ist ruhig;
Die Thoren überschrei'n es.

18 Mehr nützt als Kriegszeug Weisheit;
Doch Ein Versehn läßt scheitern.
X 1 Durch Fliegenaas fault Balsam;
Glück stürzt durch wenig Thorheit.

* * *

VI 8 Was hat denn der Weise vor dem Thoren voraus, was der Arme, der vor den Lebenden zu

---

IX 18–X 1. Aber selbst wenn es dem Weisen, der Laune des Schicksals und der Dummheit der Menschen zum Trotze, einmal gelungen sei, ein wertvolles Gut mit großer Mühe und Sorgfalt vorzubereiten oder zu erringen, so könne es in einem Augenblicke durch den ersten besten Thoren vereitelt oder zu nichte gemacht werden. Wenn in IX 18 v'chod' auszusprechen ist, so könnte der Sinn auch dahin gehn, daß der Weise durch eine einzige Verirrung oder Unachtsamkeit sein lange und mühsam angestrebtes Werk selbst zerstöre (bonum ex integra causa, malum e quolibet defectu).

VI 8. Wenn auch die Weisheit nicht immer in der vorher geschilderten Weise gegen die Thorheit im Nachteile sei, so habe sie doch auf jeden Fall hinsichtlich des Erfolges ihrer Thätigkeit nichts vor dieser voraus, da derselbe von dem unberechenbaren Weltlaufe abhänge. Die Armut des Weisen wird als ein besonderer Grund seines Miserfolges hervorgehoben, vgl. IX 16.

wandeln versteht? 10 Was geschieht, dessen Name ist vorlängst genannt, und vorausgewust ist, was ein Mensch sein wird; und er kann nicht rechten mit Dem, der stärker ist als er. 11 Denn es gibt viel Gerede, nur mehrend Nichtigkeit; was nützt es dem Menschen? 12 Wer weiß denn, was für den Menschen gut ist im Leben während seiner kurzen nichtigen Lebenstage, die er wie ein Schatten verbringt? Denn wer kann ihm anzeigen, was nach ihm unter der Sonne geschehen wird?

10—12. Das verständigste und tüchtigste menschliche Streben könne gegenüber dem im voraus festgestellten göttlichen Weltplan nicht aufkommen, dem man sich in Demut fügen müße (10), wenn auch gewisse Scheinbeweise, durch welche man die Nichtigkeit des Daseins leugnen und alle Schwierigkeiten lösen wolle, selbst nur eine neue Art von Nichtigkeit seien (11), da ihre Urheber, schon wegen ihrer Unbekanntschaft mit der künftigen Entwicklung der Dinge, ebensowenig wie Andere ein wahres, bleibendes Gut für das rätselhafte, kurze und mislíche Leben des Menschen auffinden können (12). Hiermit ist der Beweis der Nichtigkeit aller vermeintlichen unbedingten Güter für den Menschen abgeschloßen.

Lebensregel:

Empfehlung des verhältnismäßig Guten.

Empfehlung der Weisheit als Selbstbescheidung.

VII 1 Doch besser Nam' als Balsam,
Als Ruhm noch besser Weisheit;
[Als Dasein besser Nichtsein,]
Und Sterbtag als Geburtstag.

VII 1—22. Die sich mit dem verhältnismäßig Guten (wozu schon in der Kritik Lebensgenuß und Weisheit gezählt sind) befaßende Ethik Koheleth's beginnt mit Empfehlung der Weisheit, und zwar zunächst, entsprechend dem niederschlagenden Eindrucke des Endergebnisses seiner Kritik, mit einer Reihe von Sprüchen, welche die Weisheit empfehlen, insofern sie sich negativ als Resignation, maßhaltende Ergebung in die Mißstände des Daseins, Verzicht auf irdisches Glück, darstellt. Weisheit sei besser als Ruhm, aber das schmerzlose Nichtsein noch besser (VII 1); da also wahres Glück nun einmal im Leben nicht heimisch sei, auch Trauer besser als Freude (2—4); heilsame Zurechtweisung als gedankenloser Jubel (5—6); bloßes Betrachten als Begehren (VI 9, VII 7); ruhiges Abwarten als Ungeduld (VII 8—9). Statt über böse Zeiten zu klagen, nehme man daher Gutes wie Böses als das uns von Gott zugeteilte Pensum des Lebens hin (10, 13—14). Man übertreibe selbst Gerechtigkeit und Weisheit nicht (15—18), ob-

[2] Doch beßer, gehn zum Klaghaus,
Als in das Trinkhaus gehen.
Denn dort ist Aller Ende;
Wer leben bleibt, bedenkt es.

[3] Doch beßer Gram als Lachen;
Ist Antlitz trüb, wird Herz hell.
[4] Der Weisen Herz im Klaghaus,
Der Thoren Herz im Lusthaus.

---

gleich die Weisheit, zu der ja notwendig auch Mäßigung gehöre, an sich noch den sichersten Schutz im Leben gewähre (19, 11—12). Auch hinsichtlich des Urteiles Anderer über uns erhebe man keine übertriebenen Ansprüche, denen man selbst gegenüber Anderen nicht nachkomme (21—22, 20).

VII 1. Balsam (wörtlich „köstliches Salböl") könnte hier den heiteren Lebensgenuß als das niedrigste der relativen Güter bezeichnen; wahrscheinlich hat er aber keine selbständige Bedeutung und ist nur dem Wortspiele (šem und šämen) zuliebe gewählt, um den verhältnismäßig hohen Wert des guten Namens anzudeuten, welcher jedoch, als äußeres, der Wirklichkeit nicht immer entsprechendes, Gut der Weisheit nachgestellt wird. Jenes Wortspiel des Originals konnte in der Uebersetzung nur durch den Binnenreim wiedergegeben werden. Wegen der Textemendation vgl. S. 4, 15. Statt hivval'dô ist wol mit LXX hullâdeth zu lesen.

2. Der Gedanke an den Tod lehre uns, das flüchtige Dasein in seiner ganzen Nichtigkeit zu würdigen.

3b. Dies Oxymoron (wörtlich „bei Schlechtheit des Antlitzes ist es dem Herzen wol") besagt allerdings zunächst

5 Doch beßer Weiſer Tadel,
Als Lied der Thoren hören.
6 Wie Dornglut unter Topfſud
Verhallt ihr nicht'ges Lachen.

VI 9 Doch beßer Schau'n als Gieren;
Auch dies iſt nichtig, windig.
VII 7 Denn thöricht macht Erpreſſung;
Beſtechung raubt die Einſicht.

---

phyſiſches Wolbefinden, meint aber damit die durch Aufgeben unerfüllbarer Anſprüche auf Glück eintretende beruhigende Reſignation.

6. Die Freude des Thoren, welcher das im Leben überhaupt unerreichbare Glück auf den Wegen des Leichtſinns und der Sünde zu finden hofft, ſei ebenſo gehaltlos und flüchtig, wie ein hell aufflackerndes und laut kniſterndes, aber ſchnell erlöſchendes Dornfeuer. Auch hier konnte das ſchöne Wortſpiel des Originals, in welchem sîr ſowol „Dorn" als „Topf" bedeutet, nur durch den Binnenreim wiedergegeben werden.

VI 9a. Wörtlich: „beßer Schauen der Augen als Wallen der Begierde". Das Schauen der Augen bezeichnet hier nicht das Erlangthaben, den ſicheren Beſitz, ſondern, wie V 10, das bloße Anſehen ohne Berührung und Benutzung. Koheleth empfiehlt, die ohnedies illuſoriſchen irdiſchen Güter nur mit dem klaren, ruhigen Auge der Erkenntnis zu betrachten, nicht den aufgeregten, begehrenden Griff des Willens danach auszuſtrecken. Vgl. S. 15.

VII 7. Dadurch erſpare man ſich nicht nur bittere Enttäuſchungen, ſondern bleibe auch vor dem Herabſinken zur Gemeinheit und der Strafe der Selbſtverachtung bewahrt.

8 Doch beßer End' als Anfang,
Als Hochmut beßer Langmut.
9 Nicht übereil' dich Unmut,
Der in des Thoren Bruſt weilt!

* * *

10 Sprich nicht: warum waren die früheren Tage beßer als die jetzigen? Denn nicht aus Weisheit fragſt du ſo.

18 Betrachte das Werk Gottes! Wer kann denn gerade machen, was Er gekrümmt hat? 14 Am guten Tage ſei guter Dinge, und am böſen Tage bedenke: auch dieſen gleichwie jenen hat Gott gemacht, damit der Menſch bei ſeinem Tode nichts ungeleiſtet zurücklaße!

* * *

15 Alles habe ich geſehen in meinen nichtigen Tagen: es gibt Gerechte, die trotz ihrer Gerechtigkeit zugrunde gehen, und Frevler, die trotz ihrer Bosheit lange leben.

16 Sei nicht allzugerecht und nicht überweiſe; warum

---

8. Statt merēšīthō wäre merōšō für den Rhythmus bequemer.

16. Die Verbindung mit dem Vorhergehenden iſt wol nicht durch den Gedanken zu vermitteln, daß Gerechtigkeit und Weisheit ſich nicht hinlänglich lohnten, um ſie in gefahrbringender Weiſe zu übertreiben (ein Gedanke, der nur als Scherz zuläßig ſein würde); ſondern durch die Vermutung, daß ſich eben jene zugrunde gegangenen Gerechten von Uebertreibungen nicht ferne gehalten haben dürften.

willst du dich zugrunde richten? [17] Erlaube dir nicht allzuviel und sei kein Narr; warum willst du vor deiner Zeit sterben? [18] Gut ist es, daß du dich an das Eine halteſt und auch von dem Anderen deine Hand nicht abzieheſt; denn wer Gott fürchtet, leistet das alles.

* * *

[19] Die Weisheit ist ein stärkerer Schutz für den Weisen als zehn Gewalthaber, die in der Stadt sind.

[11] Gut ist wie Erbgut Weisheit,
Und mehr noch Sonnenschauern;
[12] Denn beide spenden Schatten,
Doch Weisheit Lebensschutz auch.

* * *

17. Der Anfang würde nach dem sonstigen Sprachgebrauche zu übersetzen sein: „frevle nicht allzuviel"; meine etymologisch berechtigte Uebersetzung wird aber dadurch gefordert, daß sonst in V. 18 ein eingeschränktes „Freveln" angeraten und als Sache des Gottesfürchtigen bezeichnet würde.

19—12. Die Weisheit kommt hier namentlich insofern in Betracht, als sie kluges Maßhalten lehrt und so dem Menschen nicht nur, gleich dem Reichtume (und beßer als dieser), Schatten (Erquickung) gewährt, sondern ihn auch vor Unheil bewahrt.

11. Die Uebersetzung „mit Erbgut" passt weniger in den Zusammenhang, welcher offenbar die wahre Weisheit an Wert über den Reichtum stellen, nicht halbironisch als ohne diesen ungenügend bezeichnen will. Vielleicht sind V. 11—12 als letzte „Beßerstrophe" nach V. 9 anzusetzen, in welchem Falle jedoch ʿim nachäla in minnachäla zu emendieren wäre.

21 Gib auch nicht allem Gerede der Leute dein
Herz hin, damit du nicht etwa hören müßest, daß dich
dein Knecht geschmäht habe! 22 Denn dein Herz wird
sich bewußt sein, daß auch du oft Andere geschmäht
hast. 20 Denn:

Auf Erden kein Gerechter,
Der Gutes thu', nie sünd'gend.

* * *

IV 9 Zwei sind besser daran als Einer; denn sie
haben einen guten Lohn bei ihrer Mühe. 10 Denn
wenn einer von ihnen fällt, richtet ihn der Andere
wieder auf. Wehe dem Vereinzelten, wenn er fällt, und
kein Zweiter da ist, um ihn aufzurichten! 11 Ebenso,
wenn Zwei zusammenliegen, so wird es ihnen warm;
wie kann es aber einem Vereinzelten warm werden?
12 Und wenn einer den Einzelnen überwältigen will,
so werden ihm die Zwei standhalten; und gar eine drei-
fache Schnur wird nicht leicht reißen.

* * *

IV 9—16. Warnung vor Vereinzelung und Empfehlung der Gemeinschaftlichkeit im Leben und Wirken (9), welche Hilfe (10), Trost (11) und Schutz gewähre (12), insbesondere der willigen Annahme guten Rates, dessen Verschmähung dem Mächtigsten verhängnisvoll werden könne (13—16). Letzteres weist Koheleth an einem selbsterlebten, für uns rätselhaften Beispiele von einem alten, unverständigen und gegen weisen Rat verstockten Könige nach, welchen ein armer und dem

13 Beßer ein Jüngling, arm und weiſe, als ein König, alt und thöricht, der ſich nicht mehr warnen zu laßen verſteht. 14 Denn aus dem Gefängniſſe gieng Jener hervor, um zu herſchen, obgleich er in dem Reiche des Königs arm geboren war. 15 Ich ſah alle Lebenden, die unter der Sonne wandeln, auf Seiten des Jünglings, welcher an deſſen Stelle treten ſollte. 16 Kein Ende war des ganzen Volkes, aller deren, welche [ihm zujubelten und den alten König ſchmähten. Denn weil er den Rat der Verſtändigen verachtet hatte, um thöricht zu herſchen und das Volk zu bedrücken, darum haßten ſie ihn, gleichwie ihn gehaßt hatten,] die vor ihnen waren; auch die Späteren freuten ſich nicht über ihn. Denn auch dies iſt Nichtigkeit und Haſchen nach Wind.

Gefängniſſe entronnener, aber weiſer Jüngling unter dem Beifalle des ganzen Volkes vom Throne ſtieß. Vgl. S. 16. Dieſer Abſchnitt bildet den Schluß der Mahnung zur Selbſtbeſcheidung, indem er die Warnung vor Empfindlichkeit gegen die Urteile oder Aeußerungen Anderer über uns dahin ergänzt, daß wir, ohne ſtolzes Selbſtvertrauen und eitle Selbſtgefälligkeit, die Vorteile der Gemeinſchaft mit Anderen in Rat und That dankbar annehmen ſollen.

Empfehlung der Weisheit als Gottesfurcht.

17 Hüte deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst! Und Ihm nahen, um zu gehorchen, ist besser, als wenn die Thoren Opfer darbringen; denn sie wißen nicht, [daß Gott nicht Opfer von ihren Händen verlangt, sondern Hören auf Seine Stimme und Ausübung von Gerechtigkeit und Milde; darum faßen sie vollen Mut,] Böses zu thun.

* * *

IV 17—V 6. Ermahnungen zu richtigem Verhalten in religiösen Angelegenheiten, insbesondere zu ehrerbietiger Beteiligung an dem Tempelgottesdienste, ohne jedoch zu vergeßen, daß Opfer nur als Ausdruck der gänzlichen Hingebung an den Willen Gottes Wert haben (IV 17), zu kurzem, aber andächtigem und gesammeltem Gebete (V 1—2), zu gewißenhafter Erfüllung der sonst besser ganz zu unterlaßenden Gelübde (3—5) und zu einfacher Gottesfurcht, welche willkürliche religiöse Speculation auf sich beruhen laße (6). Ueberall tritt uns hier der Gegensatz gegen jene Richtung entgegen, welche bald darauf als Pharisäismus im Judentume tonangebend ward. Die Empfehlung der Weisheit nach ihrer

V 1 Sei nicht vorschnell mit deinem Munde, und dein Herz beeile sich nicht, Worte vor Gott auszusprechen! Denn Gott ist im Himmel, und du bist auf Erden; darum seien deiner Worte wenige! 2 Denn:

Von vielem Sinnen Träume,
Von Wortschwall Thorenrede.

* * *

3 Wenn du ein Gelübde zu Gott gethan hast, so säume nicht, es zu erfüllen, denn misfällig sind die Thoren; halte, was du gelobt hast! 4 Es ist beßer, daß du nichts gelobest, als daß du gelobest und es nicht halte st. 5 Laß nicht deinen Mund straffällig machen deinen Leib und sage nicht vor dem Gottesboten: es war eine Uebereilung! Warum soll Gott über deine Ausrede zürnen und das Werk deiner Hände zerstören?

* * *

6 [Grüble nicht nach über das, was dir zu wunderbar und zu hoch ist, und sage nicht von den Träume-

---

positiven Seite beginnt so passend mit ihrer Grundlage, der Gottesfurcht, woran sich gleichsam ihre Offensiv- und Defensivwaffen für die praktische Bethätigung, nämlich Betriebsamkeit und Besonnenheit, anschließen.

IV 17. Das „Nahen, um zu hören" wird gewöhnlich auf andächtiges Anhören des beim Tempelgottesdienste Gesungenen, Gebeteten oder Verlesenen bezogen; da aber dies eine zu specielle und dem Gegensatze nicht recht entsprechende Vorschrift sein würde, so ist I Samuel. XV 22 zu vergleichen.

reien deines Herzens und dem Gerede deiner Lippen: gefunden habe ich Erkenntnis des Heiligen!] Denn bei viel Träumerei und Gerede iſt auch viel Nichtiges. Fürchte vielmehr Gott!

V 6. Wenn man hier eine Polemik gegen Wertlegen auf Träume im eigentlichen Sinne (wie V. 2, wo ſie als bloßes Bild gut am Platze ſind) finden will, ſo verkennt man nicht nur den Zuſammenhang, ſondern auch Koheleth's großartige und eindringende Auffaßung des menſchlichen Lebens, welche nur deſſen charakteriſtiſche, ausſchlaggebende Erſcheinungen, nicht aber zufälliges, unweſentliches Detail berückſichtigt. Vgl. S. 16.

Empfehlung der Weisheit als Betriebsamkeit.

7 Wenn du Bedrückung des Armen und Entziehung
von Recht und Gerechtigkeit im Lande siehst, so staune
nicht über die Sache! Denn ein Höherer lauert über
dem Hohen, und noch Höhere über Beiden. 8 Aber Vor-
teil für das Land ist doch nur ein den Feldbau för-
dernder König.

X 16 Weh Land dir, wo ein Kind herscht,
Schon früh die Fürsten schmausen!
17 Wol dem, des König edel,
Des Herrn, wann's Zeit ist, speisen!

V 7—XI 5. Empfehlung thätigen Unternehmungsgeistes; zunächst im öffentlichen Leben durch Contrastierung für das Wol des Landes besorgter Herscher mit schwelgerischen und indolenten Ausbeutern (V 7—X 20), dann in privaten Verhältnissen durch Aufforderung zu unermüdlicher, das Ihrige vorsorglich anlegender, aber auch mutig wagender Rührigkeit (XI 1—5).

V 7. Ironische Erklärung der Misregierung aus den Zuständen im despotischen Staate, wo die hohen Raubvögel

18 Durch Trägheit senkt Gebälk sich;
Ob laßer Hand Haus sickert.
19 Schmaus, Wein erfreut das Leben;
Geld stellt zu Diensten Alles.

20 Daheim selbst schmäh' nicht Hohe,
Im Herzen nicht den König!
Geflügel könnt' es melden,
Des Himmels Vögel kund thun!

* * *

XI 1 Entsende dein Brot über die Waßerfläche hin!
Denn nach vielen Tagen wirst du es wiederfinden.

---

nicht nur für sich selbst zu sorgen, sondern auch die Nachsicht der höheren und allerhöchsten zu erkaufen haben, wobei dann freilich Land und Volk herhalten müße.

X 16—20. Vielleicht zunächst Anspielung auf den minorennen König Ptolemäus V. Das „Haus" ist das Staatsgebäude.

20. Ironische Hinweisung auf die unheilbringende Empfindlichkeit solcher fürstlichen Landesverwüster gegen jede wahrheitstreue Beurteilung ihres Treibens. Der Rhythmus scheint die Umstellung von mälekh an das Ende des Stichos zu erfordern, welche sich auch ursprünglich in LXX fand. Man beachte die vielleicht absichtliche alphabetische Anordnung der Strophenanfänge. Vgl. Ps. XXII 2, 5, 9; Hohesl. IV 9, 10, 11.

XI 1. Ueberseeische Handelsunternehmungen, die, wenn auch erst nach längerer Zeit, das ausgestandene Risico mit reichem Gewinne belohnen, dienen hier als Beispiel für kühne, weitausschauende Thätigkeit. Die Beziehung dieser und der folgenden Ermahnung auf Wolthätigkeit widerspricht dem Zusammenhange.

2 Verteile das Deinige in sieben, ja in acht Theile! Denn du weißt nicht, was für ein Unglück über das Land kommen wird. 3 Wenn sich die Wolken mit Regen anfüllen, so entladen sie ihn über die Erde; und mag der Baum nach Süden oder nach Norden fallen, da, wohin er fällt, bleibt er liegen.

6 Am Morgen säe frühe,
Gib dir bis Abends Mühe!

Denn du weißt nicht, welches geraten wird, ob dieses oder jenes, oder ob beides gleich guten Erfolg haben wird.

4 Nicht säet, wer auf Wind merkt;
Nicht erntet Wolkenprüfer.

2—3. Man sei aber auch vorsichtig, setze nicht alles auf Eine Karte, sondern lege sein Vermögen in verschiedenen Unternehmungen an, um nicht bei einem unvorhergesehenen Unglücke Alles zu verlieren. Denn solche Katastrophen könne der Mensch nur dadurch weniger schädlich für sich machen, daß er ihre Möglichkeit vorher in den Kreis seiner Berechnungen ziehe und sich danach einrichte.

6. Diesen Vers hatte ich in der Einleitung vor V. 5 angesetzt, glaube aber jetzt, daß sein ursprünglicher Platz vor V. 4 war, weil alsdann die Mahnungen zu unermüdlichem, unternehmendem und vielseitigem, auf alle Eventualitäten berechnetem Wirken in V. 1—3 und 6 nicht durch eine Warnung vor unentschloßener, zögernder, wegen unseres beschränkten Gesichtskreises und unserer Unkenntnis der Zukunft doch nutzloser Ueberängstlichkeit in V. 4—5 unterbrochen werden, und

5 Gleichwie du den Weg des Windes nicht weißt, so kannst du auch das Werk Gottes, welcher Alles wirkt, nicht erkennen.

V. 6a ein selbständiges gereimtes Distichon wird (in den wenigen Reimdichtungen der Hebräer geht stets derselbe Reim durch alle Stichen des Gedichtes oder Spruches, vgl. Koheleth XI 9—XII 1, Richt. XVI 24 und das selbständige Gebet, welches jetzt in Ps. CVI 4—5 geraten ist).

Empfehlung der Weisheit als Besonnenheit.

VII 23 Alles dies habe ich versucht mit Weisheit;
ich gedachte, die Weisheit zu erringen, aber sie blieb
fern von mir. 24 Fern ist das, was da ist, und tief,
tief; wer kann es finden?

VII 23—29. Die Hindeutung auf die Ungewissheit des Menschen über den Erfolg seiner Unternehmungen in XI 5 erinnert Koheleth an sein eigenes Bestreben, die Rätsel des Daseins zu lösen, und dessen schmerzliches Mislingen (VII 23—24). Um nun wenigstens ein brauchbares Ergebnis praktischer Lebensweisheit zu gewinnen, habe er sich lange angestrengt (25) und endlich als Facit seiner Beobachtung und Reflexion die Gefährlichkeit und Verderblichkeit des Weibes gefunden (26), sowie daß es wenige Männer, wie sie sein sollten, aber seines Wißens kein einziges derartiges Weib gebe (27—28), und daß die Menschen überhaupt die Einfalt und sittliche Geradheit, in welcher sie Gott geschaffen, in sündhaftes Raffinement (gewiss zunächst auf dem hier in Frage kommenden Gebiete) verkehrt haben (29). Dieser Abschnitt beginnt bereits die Empfehlung der Besonnenheit, welche hier als keusche Zurückhaltung und Vorsicht gegenüber dem Weibe erscheint.

25 Ich wandte mich ab, und mein Herz gieng
darauf aus, zu erkennen, auszuforschen und zu suchen
ein Ergebnis aus Weisheit und Einsicht, Thorheit und
Tollheit. 26 Da fand ich bitterer als Tod — das
Weib, diese Schlinge, deren Herz ein Netz, deren Arme
Fesseln sind; der Gottwolgefällige wird ihr entrinnen,
aber der Sünder wird von ihr bestrickt werden.

27 Siehe, dies habe ich gefunden, spricht der Pre-
diger, eins zum anderen fügend, um ein Ergebnis zu
gewinnen! 28 Was meine Seele immerfort gesucht und
nicht gefunden hat, ist dies: Einen Mann habe ich
unter Tausenden gefunden, aber unter allen diesen nicht
ein einziges Weib. 29 Nur, siehe, dieses habe ich ge-
funden, daß Gott die Menschen gerade geschaffen hat;
aber sie suchen viele Ränke.

* * *

VIII 1 Hell macht das Antlitz Weisheit,
Und wandelt rohen Trotz um.
2 Der Weise folgt dem König,
Und zwar ob Gottesschwures.

VIII 1—X 15. Empfehlung der Weisheit, insofern sie Vorsicht, Ueberlegung und Besonnenheit lehrt, sowol im öffentlichen Leben, wo sie unerlaubte und zum eigenen Verderben ausschlagende Auflehnung (VIII 1—X 3), sowie unheilbringenden Trotz gegen die Herscher hintanhält (X 4—7), als auch im privaten, wo sie den Handelnden anleitet, behutsam (X 8—9), vorbereitet (10) und bereit zu sein (11), den Redenden aber vor Selbstgefährdung (12—13) und zweckloser, anmaßender Geschwätzigkeit bewahrt (14—15).

8 Bleib fern von schlimmer Sache!
Denn was er will, das thut er.
4 Sein Wort ist ja entscheidend.
Wer darf: „was thust du“ fragen?

X 2 Des Weisen Herz nach rechts strebt,
Nach links das Herz des Thoren.
3 Auch draußen fehlt der Kopf ihm,
Sagt Jedem er: Narr bin ich.

VIII 1—4. Wie sich der Alles objectiv vom Standpunkte der Erkenntnis aus betrachtende Weise überhaupt durch seine milde Ruhe vor dem trotzigen, nur nach Willensantrieben handelnden Thoren auszeichne, so halte er auch dem Könige die beschworene Treue und beteilige sich nicht an Unternehmungen gegen denselben, die ohnedies von vorn herein die Wahrscheinlichkeit des Mislingens gegen sich haben. In der Anwendung von Ausdrücken, die sonst von göttlicher Macht und Unbeschränktheit üblich sind, auf den König darf man die starke Beimischung von Ironie nicht übersehen.

1. Ein dem Buche feindlich gesinnter Interpolator hat die Frage vorausgeschickt: „Wer ist dieser Weise, und wer weiß, was (schlimme) Sache bedeuten soll?“ Vgl. S. 4, 17.

4. Nach diesem Verse hat der feindliche Interpolator eingeschoben: „Wer das Gebot beobachtet, wird nichts von schlimmer Sache erfahren“. Daran hat ein Späterer noch angeschlossen: „und Zeit und Gericht wird das Herz des Weisen erfahren“. Vgl. S. 4, 6, 18.

X 2—3. Obgleich diese Strophe die sich nie und nirgends verleugnende Verkehrtheit und Kopflosigkeit des Thoren nicht ausdrücklich auch von seiner Beteiligung am öffentlichen Leben aussagt, läßt ihr Zusammenhang mit den beiden vor-

4 Wenn der Unmut des Herſchers gegen dich aufſteigt, ſo verlaß deinen Poſten nicht! Denn Gelaßenheit unterläßt große Fehler.

5 Es gibt ein Uebel, das ich unter der Sonne ſah, gleich einem Misgriffe, ausgehend von dem Herſcher:

6 Auf Höh'n ſtellt man die Thorheit,
Läßt Edle niedrig ſitzen;
7 Ich ſah auf Roſſen Sklaven,
Zu Fuße Fürſten gehen.

* * *

8 Wer eine Grube gräbt, kann hineinfallen; wer Gemäuer einreißt, den kann eine Schlange ſtechen. 9 Wer Steine losbricht, kann ſich daran verletzen; wer Holz ſpaltet, ſich dadurch in Gefahr bringen.

---

hergehenden doch nichts zu wünſchen übrig. Denn auch in VIII 1 wird die woltätige Einwirkung der Weisheit auf den ganzen geiſtigen und leiblichen Habitus des Menſchen geſchildert, welcher hier ihr Gegenſtück gegenübertritt.

4—7. Der Ungnade des Herſchers ſtelle man nicht ungebürlichen Trotz oder unwilligen Verzicht auf ſeine Stellung, wol gar Ungehorſam und Abfall entgegen, wodurch man ſeine Lage nur verſchlimmere und das ſchon ſo häufige Aufkommen unwürdiger und unfähiger Günſtlinge nach dem Sturze verdienter Staatsmänner befördere.

5. Die Litotes birgt auch hier, wie V 8, eine ſehr wirkungsvolle Ironie.

10 Ein stumpfes Beil nützt Kraft ab;
Durch Klugheit nur nützt Mühe.
11 Sticht Schlange vor Beschwörung,
So hilft Beschwörers Kunst nichts.

12 Des Weisen Wort ist Anmut;
Den Thor sein eigner Mund stürzt.
13 Sein erstes Wort ist Narrheit,
Sein letztes arge Tollheit.

14a Denn selbstbewußt der Thor schwatzt;
Der Narr macht viele Worte.
15 Müd machst du, Thorenmüh', ihn,
Der selbst zur Stadt nicht Weg weiß.

---

10. Bloße angestrengte Thätigkeit ohne umsichtige Vorbereitung und Bereithaltung der zweckdienlichen Hilfsmittel könne wenig ausrichten. Vgl. S. 19.

11. Ebenso notwendig für den Erfolg sei aber auch das eigene Bereitsein im rechten Augenblicke; so nütze dem Beschwörungskundigen seine Kunst nichts, wenn er die Zauberformel vor dem Schlangenstiche auszusprechen versäume. Da der Vers, gleich den drei vorhergehenden, rein parabolisch ist, so sagt er natürlich über die Realität der Schlangenbeschwörung nichts aus.

14a. Der ausgefallene Stichos hat sich rätselhafterweise in LXX nach II 15 verirrt, und zwar ursprünglich zwischen die eng zusammengehörenden Sätze „ich sprach in meinem Herzen" und „daß auch dies nichtig sei".

15. Meine Uebersetzung ist notwendig, da 'amal unmöglich Femininum sein kann, und der Wechsel des Numerus unerträglich hart sein würde.

Empfehlung des Lebensgenußes.

14b Der Mensch weiß nicht, was geschehen wird; und wer könnte ihm gar das, was nach seinem Tode sein wird, anzeigen IX 3 während seines Lebens?

Nachher aber geht es zu den Toten; [und da kann ihm Niemand irgend etwas anzeigen, noch auch

---

X 14b—XII 8. Eingedenk, daß der Weise eigentlich nur das Wißen um sein Nichtwißen vor dem Thoren voraus habe, läßt Koheleth seine vorausgegangene Warnung vor vielem Reden auch sich selbst gesagt sein und lenkt zum Schluße. Wenn seine Ethik bisher von den beiden relativen Gütern, welche der Kritik entgangen waren, Weisheit und Lebensgenuß, die verschiedenen Manifestationen der ersteren empfohlen hatte, so mahnt sie jetzt in einem ergreifend elegischen Finale zu letzterem. Angesichts unserer Unbekanntschaft mit Zweck und Ziel des Daseins, noch mehr angesichts des sicheren und nahen Todes, welcher aller Empfindung, Thätigkeit und Freude ein Ende mache (X 14b—IX 6), solle man sich in gottwolgefälliger Weise und bei treuer Pflichterfüllung des kurzen Lebens freuen (IX 7—XI 8); vor allem wird dies dem Jünglinge an das Herz gelegt (XI 9—XII 1a), ehe es ihm Alter (XI 10b—XII 5) und Tod unmöglich machen (XII 6—8).

er etwas vernehmen. Sogar wenn er es vernehmen könnte, würde es ihm nichts nützen; denn in der Unterwelt gibt es keinen Anteil mehr am Leben.] 4 Denn wer nur immer sich in die Gesellschaft aller Lebenden einreihen darf, der kann getrost sein; ist ja doch ein lebender Hund beßer als ein toter Löwe! 5 Denn die Lebenden wißen doch, daß sie sterben müßen; aber die Toten wißen gar nichts, und es bleibt ihnen kein Andenken mehr; denn vergeßen ist ihr Andenken. 6 Sowol ihre Liebe als auch ihr Haß und Eifer ist längst dahingeschwunden, und sie haben keinen Anteil mehr in Ewigkeit an allem, was unter der Sonne geschieht.

* * *

7 Schmauf' fröhlich mit Genuße;
Trink Wein, fern von Verdruße!

Denn im voraus hat Gott gut geheißen dies dein Thun. 8 Zu jeder Zeit seien deine Kleider weiß, und das Oel auf deinem Haupte gehe nicht aus! 9 Lerne Leben kennen mit einem Weibe, das du lieb gewonnen hast, alle Tage deines nichtigen Lebens, das Er dir unter der Sonne verliehen hat, alle deine nichtigen Tage

---

IX 5. Der Gedanke, die Lebenden wüsten doch wenigstens, daß sie sterben müsten, ist im höchsten Grade elegisch und sarkastisch zugleich. Im Texte steht: „kein Lohn mehr".

8. Weiße Gewänder und Salböl deuten an, daß man nicht trauert.

hindurch! Denn das ist dein Anteil am Leben und an deiner Mühe, womit du dich abmühst unter der Sonne. 10 Alles, was deine Hand findet, es mit deiner Kraft zu vollbringen, das thue! Denn es gibt weder Wirken noch Ueberlegen noch Erkennen noch Weisheit in der Unterwelt, wohin du gehst. XI 7 Aber süß ist das Licht, und wol thut es den Augen, die Sonne zu schauen. 8 Denn wie viele Jahre ein Mensch auch leben mag, in ihnen allen sollte er sich freuen und der Tage der Finsternis gedenken, daß ihrer viele sein werden; alles, was kommt, ist nichtig.

* * *

9 Freu', jung, dich ohne Zagen,
Fühl' herzliches Behagen!
Thu, was dein Herz will wagen,
Was dir die Augen sagen!

---

10. Aus diesem Verse ergibt sich besonders deutlich, daß die von Koheleth empfohlene Freude am Leben eine mit Arbeitsamkeit und Berufstreue verbundene ist.

XI 9. Nach diesem Verse hat der Verfaßer des Nachwortes hinzugefügt: „und wiße, daß dich Gott über dies alles vor Gericht stellen wird!" In LXX ist noch weiter durch Ergänzung, ja durch Einschiebung einer Negation nachgeholfen: „wandle in den Wegen deines Herzens makellos, und nicht nach dem Sehen deiner Augen!" Vgl. Num. XV 39. Die Weglaßung der Negation beruht auf nachträglicher Correctur der LXX nach dem masoretischen Texte, welche überhaupt im Buche Koheleth bei der ohnehin so strengen Wörtlichkeit seines Ueberſetzers besonders nahe lag und häufig stattfand.

10a Laß Gram dein Herz nicht plagen,
Am Leib nicht Kummer nagen!
XII 1a Nach deinem Born zu fragen,
Säum' nicht in Jugendtagen!

XI 10b Denn die Jugend und die Morgenröte sind flüchtig:

XII 1b Es kommen böse Tage,
Des Misbehagens Jahre.
2 Mond, Sonne sind dann finster,
Stets neu nach Regen Wolken.

3 Des Hauses Hüter zittern;
Die Starken werden schlottrig.
Die Müllerinnen feiern;
Die Fenster weigern Ausschau.

XII 1. Der Born ist Bild der Gattin; vgl. S. 20. Der jetzige Text hat „Schöpfer" statt „Born" und schließt XII 1—8 syntaktisch an diese Mahnung an, indem er den Jüngling auffordert, seines Schöpfers eingedenk zu sein, bevor Alter und Tod über ihn kommen würden. Doch ist diese Anknüpfung, welche dem Zusammenhange wenig entspricht und eine die Reime unterbrechende Umstellung von XI 10b als nothwendige Folge nach sich gezogen hat, in V. 5 gar nicht, in V. 3 abweichend durchgeführt.

XII 2. Vergleichung des Alters mit der Nacht und der trüben, traurigen Regenzeit.

3. Schilderung der Einwirkung des Alters auf Hände, Füße, Zähne und Augen.

[4] Zum Sperlingston wird Mühlschall;
Sich ducken Liedestöchter.
[5] Denn hoch zu steigen scheu'n sie,
Weil Schreck am Wege lauert.

Denn der Mensch geht dahin in sein ewiges Haus, und der Klagechor hält sich draußen bereit:

4—5. Da die Zähne die Müllerinnen sind, so muß unter der Mühle der Mund, unter den Liedestöchtern die Worte, welche sich nicht mehr laut erheben können, verstanden werden. Die gewöhnliche Erklärung mischt in die schwungvolle Allegorie des Liedes eigentliche Rede, und zwar herzlich platte. Vgl. S. 21.

4. Der feindliche Interpolator hat vorher eingeschoben: „und es werden verschloßen die Thore nach der Straße". Vgl. S. 21. Dieser Zusatz, dessen Beziehung auf den Mund ein keiner klaren und für das Alter charakteristischen Deutung fähiger exegetischer Notbehelf ist, hat später die in jeder Deutung absolut unlogische Klammer biš'fal veranlaßt. Wie kann der von dem feindlichen Interpolator gemeinte Körpertheil, oder meinetwegen auch der Mund, deshalb verschloßen sein, weil die Stimme der Mühle (des Mundes) dumpf ertönt? Das wahrscheinlich zugleich mit biš'fal eingeschobene v'jaqûm gibt nicht nur einen übertriebenen, ja falschen Sinn, da Greise nur ausnahmsweise so überaus nervös sind und zum nächtlichen Aufstehen wol noch weniger geneigt sind als junge Leute, sondern würde auch zwei von der schwachen Stimme des Greises handelnde Satztheile durch einen ganz heterogenen von einander trennen.

5. Der Zelot hat am Schluße des Gedichtes hinzugesetzt: „und der Mandelbaum lehnt ab, und belastet ist die Heuschrecke, und die Kapper versagt". Vgl. S. 22.

6 Es reißt die Silberkette,
Zerschellt die goldne Ampel;
Es bricht am Born der Eimer;
Das Schöpfrad stürzt zur Tiefe.

---

6. Die Bilder besagen nur, daß der Lebensfaden reißt, das Lebenslicht erlischt und der Odem ausgeht. Eine genauere physiologische Deutung würde ihrer erhabenen Einfachheit nicht entsprechen. Ueberhaupt strebt die hebräische Poesie mehr danach, die wesentliche, höhere Idee ihrer Gegenstände zu recht intensivem Ausdrucke zu bringen, als deren äußerliche, zufällige Erscheinung nach arabischer Weise in exacter Detailmalerei vorzuführen (daher z. B. Job's Klagen über sein oder vielmehr das menschliche Elend nicht als pathologisch genaue Krankheitsbilder zu erklären sind). Nach dem Verse hat der Verfaßer des Nachwortes eingeschaltet: „und der Staub kehrt zurück zur Erde, wie er war; und der Geist kehrt zurück zu Gott, der ihn gegeben hat". Vgl. S. 7, 22.

8. An diesen Vers ward später folgendes Nachwort angeschloßen: „Noch ist zu sagen, daß der Prediger ein Weiser war; überdies lehrte er das Volk Einsicht; er erwog und forschte, stellte zurecht Sprüche. Der Prediger suchte anmutige Worte zu finden und aufzuzeichnen Richtiges, Worte der Wahrheit. Die Worte der Weisen sind wie Treibstacheln und wie eingeschlagene Nägel; [sie sind aufgezeichnet von den] Sammlern, aber eingegeben von Einem Hirten. Jedoch vor mehr als diesem hüte dich, mein Sohn! Denn des vielen Büchermachens ist kein Ende, und vieles Studieren ermüdet den Leib. Laßet uns das letzte Wort von Allem hören: Fürchte Gott und halte Seine Gebote! Denn das ist die Pflicht jedes Menschen. Denn Gott wird jegliches Thun vor Gericht bringen über alles Verborgene, sei es gut oder böse". Vgl. S. 8. Die Behauptung, V. 11—14 sei ein Epilog zu

8 O Nichtigkeit der Nichtigkeiten, spricht der Prediger; Alles ist nichtig!

---

der ganzen Hagiographensammlung, ist unhaltbar, da alles darin auf Koheleth zielt, dem sogar in V. 13 zwei wörtliche Citate entlehnt werden. Die Anrede des Lesers als Sohnes ist ein weiterer Beweis gegen die Identität des Nachwortschreibers mit dem Verfaßer des Buches, welchen er übrigens so deutlich als möglich von sich unterscheidet.

In unserem Verlage sind folgende Schriften von Professor Dr. G. Bickell über alttestamentliche Poesie erschienen:

Carmina Veteris Testamenti metrice; notas criticas et dissertationem de re metrica Hebraeorum adjecit. Preis fl. 3.20 kr. ö. W.

Diese Schrift weist nach, daß die Form der hebräischen Poesie im wesentlichen die der syrischen ist, also äußerlich Strophenbau, Silbenzählung und regelmäßiger Wechsel betonter Silben mit unbetonten, innerlich Zusammenfallen der Verse mit den Sinnesabschnitten und strenge Durchführung des Versparallelismus oder Gedankenreimes.

Dichtungen der Hebräer; zum erstenmale nach dem Versmaße des Urtextes übersetzt:

I. **Geschichtliche und prophetische Lieder.** Preis 80 kr. ö. W.

II. **Job**, Dialog über das Leiden des Gerechten. Preis 60 kr. ö. W.

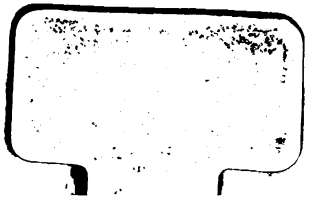
III. **Der Psalter.** Preis fl. 1.60 kr. ö. W.

Wegen der engen Verbindung, in welcher bei den Hebräern die poetische Form mit dem Gedankengange stand, ist ein sicheres und allseitiges Verständnis auch des Inhaltes der alttestamentlichen Dichtungen erst durch die Wiederentdeckung der hebräischen Rhythmik ermöglicht und durch diese Uebersetzung weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Dem ersten Bändchen ist eine kurze Orientierung über die Form der hebräischen Poesie vorausgeschickt, dem zweiten ein Versuch über den Zweck des

Buches Job (Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntnis zur Erklärung des Misverhältnisses zwischen der sittlichen und der natürlichen Weltordnung, aber Resignation durch die Allen zugängliche praktische Weisheit der Gottesfurcht). Die Uebersetzung des Psalters kann dem Brevierbeter als bequemste und übersichtlichste Erklärung dienen; die Cantica und die Klagelieder Jeremia's findet er im ersten Bändchen. Ein viertes, enthaltend die Salomonischen Dichtungen und Jesus Sirach, wird das Unternehmen zum Abschluße bringen.

Der Prediger über den Wert des Daseins. Wiederherstellung des bisher zerstückelten Textes, Uebersetzung und Erklärung. Preis 60 kr. ö. W.

Vorliegender Commentar dürfte nicht nur wegen seiner überraschenden Ergebnisse Interesse erregen, sondern auch als Versuch, die Exegese überhaupt in einfachere, methodischere und fruchtbringendere Bahnen zu leiten. Hierzu scheint dem Verfaßer namentlich Berücksichtigung der auf ihren ursprünglichen Wortlaut zurückzuführenden Septuaginta, fast des einzigen äußeren Hilfsmittels der Textkritik, und darüber hinaus Berichtigung, beziehungsweise Erklärung, des überlieferten Textes nach den Anforderungen der Grammatik, Rhythmik, Logik und Aesthetik notwendig, da er von der Unrichtigkeit des Grundsatzes überzeugt ist, daß die allgemein giltigen Anforderungen betreffs der schriftstellerischen Gedankenentwicklung dem hebräischen Altertume unbekannt geblieben seien.

Wagner'sche Univ.-Buchhandlung.

Wagner'sche Universitäts-Buchdruckerei in Innsbruck.